



*Unter fünf
preussischen Königen*

Robert Dohme, Paul Lindenberg



Ger 4378.5



HARVARD LIBRARY
COLLEGE



HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COLEIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF

No 9559



Hohme

Unter
fünf preussischen Königen.

Lebenserinnerungen

von

R. Dohme,

Weil. Geh. Reg.-Rath im Oberbefehlshaber-Kont zu Berlin und Director des
Sobengöllern-Museums.

Herausgegeben

von

Paul Lindenberg.



Berlin 1901.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ger 4378.5

Harvard College Library

MAY 3 1911

Hohenzollern Collection

Gift of A. C. Coolidge

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter enthalten die Aufzeichnungen des ehemaligen Geh. Reg.-Rates im Oberhofmarschall-Amt zu Berlin, Robert Dohme, welche dieser kurz vor seinem Tode dem Herausgeber übermittelt, damit er sie für die Öffentlichkeit bearbeite. Robert Dohme, am 27. April 1817 zu Berlin geboren, war fünf preußischen Königen ein treuer, pflichteifriger Beamter gewesen und hatte sich innerhalb wie außerhalb seines Berufes der herzlichsten Verehrung erfreut. Nachdem er 1888 wegen vorgerückten Alters seinen Abschied aus dem Oberhofmarschall-Amt erbeten, behielt er die Leitung des indirekt auf seine Veranlassung ins Leben gerufenen königlichen Hohenzollern-Museums, die er mit freudiger Hingebung bis zu seinem am 15. Januar 1896 erfolgten Tode führte.

Enthalten die nachfolgenden Erinnerungen auch keine Aufklärungen zu den großen politischen Zeitströmungen der letzten sechs Jahrzehnte, so geben sie doch manch' fesselnden und lebenswürdigen Beitrag zu den bereits vorhandenen Schilderungen König Friedrich Wilhelms III. und seiner Nachfolger auf dem preußischen

Königsthronen und bringen auch sonst viel schätzenswertes Material zu den verschiedensten Ereignissen vor und nach der Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserreiches. Nicht zuletzt aber zeigen sie uns in gewinnendstem Licht das Bild Dessen, der die Erinnerungen geschrieben, eines seinen Königen stets innig ergebenen Beamten, dessen Stolz es war, sein oft recht verantwortungsvolles Amt auf das gewissenhafteste und vertrauenswürdigste auszufüllen.

Der Herausgeber.



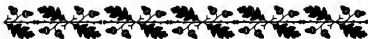
Inhalt.

	Seite
Erster Abschnitt. Eintritt in den königlichen Dienst 1836. — Jugend- erinnerungen. — Königliche Hofhaltung. — Revisionen der Küche und des Kellers. — Von der Leutfeligkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. — Der König und die Märker. — Vom Wesen des Königs. — Der König und seine Dienerschaft. — Die beiden Chinesen. — Die Hofverwaltung. — Das Hofleben. — Die Tagesarbeit des Königs. — Seine Vorliebe für das Theater. — Der König will sich nicht übervorteilen lassen. — Der König und die Straßenmusikanten. — Die Krankheit des Königs. — Sein Tod	9
Zweiter Abschnitt. Unter dem neuen König. — Hofmarschall von Meyerinck. — Die Huldigungen in Königsberg und Berlin. — Die Hofhaltung König Friedrich Wilhelms IV. — Hotel zum Preussischen Adler. — Reisen des Königspaares. — Die Fest- lichkeiten am Rhein. — Besuch der Königin Victoria von Eng- land und des Prinz-Gemahls auf Burg Stolzenfels. — In Brühl und Coblenz. — Kaiserin Augusta und das Coblenzer Schloß. — In Pechlingen. — Ein nächtlicher Einbruch. — Friedrich Wilhelms IV. Kunstsin. — Seine Bauthätigkeit . .	30
Dritter Abschnitt. Das Jahr 1848. — Die ersten Unruhen in Berlin. — Der 18. März. — Persönliche Beobachtungen. — Am 19. März. — Die Proklamation des Königs. — An der Barrikade. — Der Transport der Leichen durch das Schloß. — „Jesus, meine Zuversicht“. — Verborgene Truppen. — Gefallene	

- und Verwundete in den Schloßräumen. — Der Umritt des Königs. — Anfertigung schwarz-rot-goldener Fahnen im Schloß. — Graf Keller und Graf Schwerin. — Geheimer Auftrag nach Spandau 57
- Vierter Abschnitt.** Die nächsten Jahre. — Das Erbprinzipal-Meininger'sche Paar. — Der König in Rußland. — Eine Ueberraschung des Kaisers Nicolaus. — Russische Erinnerungen. — Begegnungen mit Alexander II. von Rußland. — Königin Elisabeth in Tepliz. — Religiosität der Königin. — Eine verborgene Kapelle. — Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Victoria. — Fortschreiten der Erkrankung des Königs. — Aufenthalt des Königs-paares in Rom. — Auf der Fahrt nach Rom. — Einrichtung der Deutschen Botschaft für das Königspaar. — Ein Mörder als Diener. — Der König und die Königin. — Rückkehr nach Sanssouci. — Hinscheiden König Friedrich Wilhelms IV. 72
- Fünfter Abschnitt.** Regierungsantritt König Wilhelms I. — Einfachheit des Königspaares. — Reisen. — Allerhand Umwandlungen. — Graf Pückler. — Zur Krönung in Königsberg. — Der König revidiert selbst. — Ein Un- und Umsfall. — Graf Berponcher. — In Hubertusstod. — Freundliche Erinnerungen. — Graf Wrangel und der „Demokrat“ 102
- Sechster Abschnitt.** Besuch König Wilhelms I. in Paris 1867. — Der König wohnt einem Hofmarschalls-Vortrage bei. — Pariser Erinnerungen. — Die Hofhaltung Kaiser Napoleons III. — Die Schlösser in den neuen Preussischen Provinzen. — Allerhand Veränderungen. — Bauten für den königlichen Hof unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. — Umänderungen im Berliner Schloß. — Einst und jetzt. — Der Weiße Saal. — Unzuträglichkeiten bei Hoffesten. — Vorschläge. — Kaiser Wilhelm I. und Schloß Babelsberg. — Jagdschloß Königs-Wusterhausen. — Die Schlösser in Königsberg und Breslau. — Kunst-Ankäufe 113
- Siebenter Abschnitt.** Nach Wilhelmshöhe. — Besprechung mit der Königin Augusta. — Ankunft Kaiser Napoleons auf Wilhelmshöhe. — Empfang seitens des Kaisers. — Der Aufenthalt Napoleons im Schloß. — Seine Lebensweise. — Besuche und Tischgespräche. — Geldmangel des Kaisers. — Wieder in Berlin. — Kaiser Wilhelms Sorgsamkeit und Sparsamkeit. — Im Palais des Kaisers. — „Zuviel Blumen.“ — Der Brand des Winter-Palais in St. Petersburg und das Berliner Schloß. — Die schwere Erkrankung des Kaisers. — An seinem Sterbebette. — Sein Tod 129

- Achter Abschnitt.** Erinnerungen an die Kaiserin Augusta. — Die Kaiserin und ihre Diener. — In Babelsberg und in Coblenz. — Die Kaiserin während des deutsch-französischen Krieges. — Ihre Sorge um den Kronprinzen. — Erinnerungen an den Kronprinzen. — Liebenswürdige Episoden. — Das letzte Zusammensein . . . 143
- Neunter Abschnitt.** Unter Kaiser Friedrich. — Oberhofmarschall Fürst Radolin. — Kaiserin Friedrichs Teilnahme. — Unter Kaiser Wilhelm II. — Oberhofmarschall von Liebenau. — Pensionierung. — Das Hohenzollern-Museum. — Seine Entstehung. — Kaiser Wilhelms und Kronprinz Friedrich Wilhelms Stellung zum Museum. — Das Ziel wird erreicht. — Schluß 155





Erster Abschnitt.

Eintritt in den königlichen Dienst 1836. — Jugenderinnerungen. — Königliche Hofhaltung. — Revisionen der Küche und des Kellers. — Von der Keitseligkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. — Der König und die Märker. — Vom Wesen des Königs. — Der König und seine Dienerschaft. — Die beiden Chinesen. — Die Hofverwaltung. — Das Hofleben. — Die Tagesarbeit des Königs. — Seine Vorliebe für das Theater. — Der König will sich nicht übervorteilen lassen. — Der König und die Straßenmusikanten. — Die Krankheit des Königs. — Sein Tod.

— x —

Mitteltst Cabinets-Ordre vom 31. Mai 1836 wurde ich als Journalist beim königlichen Hofmarschall-Amt in Berlin vom 1. Juni jenes Jahres an angestellt. Die Annahme erfolgte nach sorgfältiger Prüfung meiner Befähigung zu diesem Amte seitens des Hofmarschalls von Massow, und mußte ich sogar während einiger Nachmittage in seiner Privatwohnung in seiner Gegenwart mehrere umfangreiche Sachen bearbeiten, weil er sich überzeugen wollte, ob mir die Erledigung schnell und leicht von der Hand ginge. Es hatten sich viele Personen um die betreffende Stellung beworben, sechs von ihnen, darunter auch ich, kamen zur engeren Wahl, und drei wiederum von diesen hatten eine gewisse Berechtigung zur besonderen Berücksichtigung, da sie Söhne alter, treuer königlicher Diener waren, denn damals galt noch die wohlwollende Bestimmung König Friedrich Wilhelms III., daß bei einer derartigen Wahl und gleicher Befähigung die Söhne seiner alten Diener für Anstellungen bei Hofe bevorzugt werden sollten; dies gab den Letzteren das Gefühl der Zuge-

hörigkeit zum großen Ganzen, und war ein Beweis, daß ihr König sich in freundlicher Fürsorge ihrer Familien annehme.

Glücklich hatte ich also eine Stellung erlangt, die mir eine gesicherte sorgenfreie Existenz gewährte, denn bei einer festen Einnahme von 1200 Mark und etwa halb so viel Nebeneinnahmen fühlte ich mich reich und war es auch für damalige Zeiten als junger Mann von 17 Jahren, zumal ich meine Jugendjahre in recht beschränkten Verhältnissen verlebt hatte — mußte doch meine Mutter als Witwe mit vier Kindern von einer Pension von 1200 Mark und geringen Nebeneinnahmen uns erziehen, woungleich ihr freie Wohnung in dem späteren Prinz Albrecht'schen Palais nach dem Tode meines Vaters, der Rendant beim Königl. Hofmarschall-Amte gewesen, gelassen worden war. Ihrer mütterlichen Liebe konnten wir Kinder nicht genug danken, was wir geworden, es war, da mein Vater schon im Alter von 27 Jahren gestorben, einzig das Werk dieser edlen Frau. Wie sie es bei ihren geringen Mitteln möglich gemacht, ist mir stets ein Rätsel geblieben, denn wir konnten uns einer guten Schulbildung erfreuen und erhielten auch sämtlich noch musikalischen Unterricht bei einem alten französischen Emigranten.

Wir Bewohner des gedachten Palais bildeten gewissermaßen eine abgeschlossene Kolonie für uns; es waren meistens frühere Hofbeamte, sogar eine uralte Kammerfrau der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs II., Namens Graue, die dazwischen eine Dienstwohnung erhalten hatten. Sodann hatte ein Stift, eine Erziehungs-Anstalt für Töchter adliger Familien und des höheren Bürgerstandes, einen Teil des Hauptgebäudes inne, wogegen die anderen Räume nicht nur zur Aufbewahrung der vom König Friedrich Wilhelm III. angekauften Solly'schen und Gustinianischen Gemäldesammlungen dienten, sondern es waren auch den Malern Professor Begas Vater und Hofrat Ternite ihre Maler-Ateliers darin angewiesen. Das Atelier des Ersteren wurde von einer bedeutenden Anzahl Schüler, von denen manche späterhin einen großen Ruf erlangten, besucht. Der umfangreiche, hinter dem

Palais belegene Park war für uns Kinder gemeinschaftlich der Tummelplatz, und ich verlebte dort eine so schöne, genußreiche Jugendzeit, wie sie wohl wenigen Kindern vergönnt gewesen, deren Eltern mit weit reicheren Glücksgütern gesegnet waren. Auch diente der ganze abwechslungsreiche Verkehr dazu, uns vielseitig mit dem Leben bekannt und vertraut zu machen; für mich wurde dies noch dadurch befördert, da ich mit 16 Jahren vollständig ausgewachsen, beinah sechs Fuß groß war und deshalb immer für einige Jahre älter gehalten und danach behandelt wurde.

Nachdem ich mit meinem fünfzehnten Jahre das Zeugniß der Reise für den einjährigen Militärdienst erhalten, trat ich als Secretär beim kgl. Kammergericht ein, um mich dort für den Beamtendienst vorzubereiten; nach Ablauf von kaum zwei Jahren hatte ich dann, wie vorstehend angegeben, das Glück, bereits eine feste Stellung im königlichen Hofmarschall-Amt zu erhalten.

Der Dienst wurde mir außerordentlich leicht und angenehm, denn im Vergleich zu den Anforderungen, die während meiner Vorbereitungszeit an mich herangetreten waren, hatte ich nach meinem Begriff nur wenig zu thun. Meine älteren Kollegen gehörten zu den angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, und es herrschte doch ein so freundschaftliches Verhältnis im Amte, daß selbst ich, der jüngste, in ihren Verkehr zugelassen wurde, um so mehr aber war es meine Pflicht, dies dankend anzuerkennen und den ihnen gebührenden Rang zu berücksichtigen. Daß ich das richtige Verhältnis beobachtete, dafür sorgte auch mein Bruder, der, zehn Jahre älter als ich, gewissermaßen Vaterstelle bei mir vertrat und mir das beste Vorbild gab; er war ein sehr tüchtiger Kassenbeamter und starb als Rendant der Hofmarschallamts-Kasse leider in zu frühen Jahren.

Im Vergleich zu den trockenen Bureau-Arbeiten auf dem Kammergericht interessierte mich meine Beschäftigung im Hofmarschall-Amt im höchsten Grade, denn hier konnte ich in meinen reichlichen Mußestunden mich anderweit vielfach beschäftigen; ich studierte mit Liebe die königlichen Schlösser in historisch-baulicher

Beziehung, die Kunstfachen in denselben, die königlichen Schloß- und Oeconomie-Inventarien u.; dieses Feld war ja bisher im Bureau vollständig unbearbeitet geblieben. Hierdurch legte ich den ersten Grund zu meiner späteren umfangreichen Verwaltungs-Thätigkeit; es war eine Gabe, die mir die Natur verliehen und die auszubilden mir Zeit und Gelegenheit blieb. Viel verdanke ich in dieser Beziehung dem Geheimrat Maire, dem Bruder des Geh. Kabinettsrats Maire; derselbe hatte, ehe er beim Amt eintrat, sich der Kunst und dem Baufach gewidmet, er zog mich zur Hülfe heran und war der beste Lehrmeister, ein feiner gebildeter Mann, mit allen Koryphäen der Kunst befreundet, und so sah ich denn auch noch den alten Direktor Schadow, Rauch, Schinkel, Beuth u. A. bei den vielfachen Besuchen, die sie ihm im Amt freundschaftlich abstatteten.

Bei meinem Dienstantritt war der älteste Beamte und Direktor der Geheimrat Bußler; derselbe hatte die unglückliche Leidenszeit in Königsberg mit durchgemacht, die Hofhaltung selbständig geleitet und war dadurch mit den königlichen Herrschaften vielfach in persönlichen Verkehr getreten. Er war ein Schönggeist, zeichnete und dichtete, und war mit allen Berliner Berühmtheiten bekannt; dennoch aber füllte er seine Stellung als Direktor in jeder Beziehung und bis in die geringsten Einzelheiten hinein aus. So ließ er es sich nicht nehmen, alljährlich einigemal die Kellerei, Silberkammer, Weißzeugkammer, Inventar- und Holzbestände zu revidieren und nahm mich als jüngsten Beamten, dann als Protokollführer mit. Die Art und Weise, wie dies geschah, ist für jetzige Zeiten unverständlich, ich möchte also ein Beispiel anführen. Wir fuhren mit königl. Diensthaise nach Potsdam — Eisenbahn bestand noch nicht — um eine Kellerei-Revision vorzunehmen. Zunächst wurde auf Grund des „Solls“ genaueste Revue gehalten, dabei aber die eingehendsten Ansichten und Urtheile seitens der Mitwirkenden über Behandlung, Ablagerung, Reife und Entwicklung der Weine ausgetauscht, wo mir der Ernst, mit dem das Ganze betrieben wurde, das erste Ver-

ständnis dafür beibrachte; wie sollte sich dies aber steigern, als nach der Revision mit dem Probieren der betreffenden Sorten begonnen ward; das war eine wirklich ernste Arbeit, da gehörte Erfahrung, Ausdauer und Zunge dazu, und das besaß der alte Herr in reichem Maße.

War bei solcher Revision die Kgl. Hofhaltung im Schloß, so bestellte der Geheimrat — nicht per nosas — ein Diner von der Kgl. Tafel für vier oder sechs Personen, woran auf seine Aufforderung der Kgl. Küchenmeister, der Silber-Verwalter, Kellermeister und manchmal auch der alte Hofrat Dr. Eisfeld teilnahmen; er präsidirte, ich als Jüngster an dem unteren Ende, zwischen uns die alten würdigen Herren, die sämmtlich noch, wenn auch ohne Pops, doch mit gepudertem Haar erschienen, im Frack, schwarz-seidenen Kniehosen und dgl., da sie unmittelbar von ihrem Tafeldienst zu Tisch kamen.

Da konnte ich bewundern, lernen und studieren, mit welcher Grandezza das Ganze behandelt, jeder Gang, jede Schüssel mit Sachkenntnis geprüft und bald mit dem Küchen-, bald mit dem Kellermeister umständlich darüber verhandelt wurde.

Die Unterhaltung verlief in würdig-gemessener Weise, von den Mitgliedern der königlichen Familie wurde nur mit höchstem Respekt gesprochen, bei Allen erfreute sich der König der innigsten und aufrichtigsten Verehrung, und gern wurde, stets in etwas umständlicher Art, dieser und jener kleine Zug berichtet, der ein helles Licht auf den Charakter des königlichen Herrn warf.

Bei besonderen Veranlassungen ging der König aus seiner allgemeinen Zurückhaltung heraus, am wohlsten fühlte er sich, wenn er seine Kinder, zumal jene aus der Ferne, um sich sah, und dann war er auch zu einem Scherz bereit. So wohnte er einst mit den Seinen sowie mit dem Kaiser Nicolaus von Rußland und dessen Familie militärischen Übungen im Grunewald bei und besuchte am Abend mit seiner Umgebung das Bivak; bei mehreren Soldaten, die sehr geschickt Kartoffeln schälten, blieb

er stehen und meinte: „Das machen die Leute sehr brav, wie eine perfekte Köchin,“ sich dann mit der Frage an seine Entfönnen wendend, ob sie auch schon Kartoffeln geschält hätten. Die jungen Prinzessinnen, es waren die Großfürstinnen Marie und Olga, verneinten dies, worauf der König lächelnd meinte: „Und Ihr wollt gute Hausfrauen werden? Müßt es probieren!“ Sogleich knieten fröhlich die Prinzessinnen nieder, ließen sich von den Soldaten Messer und Kartoffeln geben und schälten lustig darauf los. Zunächst ging es etwas ungeschickt, und ein braver märkischer Gardist sagte belehrend: „Gnädige Frölen, sie mooten nit so dick schellen!“ andere Soldaten zeigten, wie es gemacht wurde, und alsbald suchte eine Prinzessin die andere an Schnelligkeit und Gewandtheit zu übertreffen. „Seht Ihr,“ lobte der König, „das geht ja charmant, und das Sprichwort hat Recht: „Lust und Liebe zum Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe!“

Der König war stets einverstanden mit einer offenen und ehrlichen Redeweise, und die märkischen Bauern und Bäuerinnen in und bei Parez, wo der König in Erinnerung an unvergänglich-glückliche Stunden noch oft weilte, traten ihm mit allem Freimuth entgegen. Gern unterhielt sich der König mit den Landleuten, so auch mit einer Parez'er Tagelöhnerin, Namens Flatow, die sich häufig drastisch ausdrückte. Als einst der König von Parez nach Potsdam fahren wollte, sagte er zu den den Wagen Umdrängenden: „Adieu nun, und wenn ich wiederkomme, dann bringe ich auch all' meine Kinder mit!“ — „Och die Ruffin?“ fragte die zunächst stehende Flatow, welche damit die Tochter des Königs, die Kaiserin Charlotte von Rußland, meinte. „Ja,“ sagte der König lachend, „auch die Ruffin!“ — Und als er das nächste Mal in Begleitung der Kaiserin nach Parez kam und die Flatow traf, rief er ihr zu: „Nun siehst Du, Flatow, da ist auch die Ruffin!“ — „I wirklich,“ sagte die, „na, da freu' ic' mich oof, dat ic' Sie endlich mal wiederseh'; sind denn Ihre Kinder och hier?“ — „Zawohl,“ meinte die Kaiserin und zeigte auf die Großfürstin Marie: „Das hier ist

meine älteste Tochter.“ — „I mein Gott,“ rief die Flatow, „wat is dat für'n scheenes, großes Mädchen jevorden, dazu müssen Sie sich doch recht freuen,“ und sie wollte der Großfürstin das Kleid küssen, was die Kaiserin verhinderte, die ihr ein reiches Geschenk zukommen ließ.

Als der König einjt mit der Fürstin Liegnitz und seinen Kindern einen längeren Ausflug von Paretz aus unternommen hatte, ließ er sich mit den Seinen in einem ländlichen Wirtshause eine Erfrischung geben und wollte sich, da er sehr zufrieden gewesen, persönlich bei dem Wirt bedanken. Es erschien aber nur die Wirtin. Auf die Erkundigung des Königs, wo denn ihr Mann wäre, sagte sie: „Ach, bei dem ist's schon diesen Morgen um 9 Uhr halb 7 gewesen!“ — Verwundert fragte der König: „Diesen Morgen um 9 Uhr war's schon halb 7 mit ihm? Das versteh' ich nicht, was bedeutet das?“ — „Ach“, meinte die Frau, „das heißt bei uns: er war betrunken. Und da hab' ich ihn eingesperrt, und er schläft nun seinen Kausch aus!“ — Ueber die merkwürdige Bezeichnung lachte man sehr, und oft noch im Laufe des Tages hieß es, wenn irgend jemand etwas nicht ganz Richtiges gesagt hatte: „Bei Dir ist es wohl halb 7 Uhr?“ Auch während der abendlichen Rückfahrt nach Potsdam wurde der Scherz noch mehrfach angewandt; in einem Dorfe stand der Pfarrer vor der Thür seines Hauses und begrüßte den König, der den leichten Korbwagen hatte halten lassen. Da man sich verspätet, fragte der König den Pfarrer, wieviel die Uhr sei, und erhielt zur Antwort: „Genau halb 7!“ Allgemeines Gelächter der Insassen des Wagens, auch der König konnte seine Heiterkeit nicht unterdrücken, sodasß der Pfarrer ein recht verdußtes Gesicht machte. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, aber nach einer kleinen Strecke befahl der König dem Kutscher „halt!“ stieg aus und ging zu dem Prediger zurück, der noch immer in Verwirrung vor seiner Thür stand, ihm die Hand reichend und sagend: „Dürfen nicht glauben, dasß wir über Sie gelacht. Die Sache geht auf

einen Scherz hinaus, den wir heute gehört. Essen Sie nächsten Sonntag bei mir, dann will ich Ihnen die ganze Geschichte eingehend erzählen!" —

Der König that sehr viel Gutes, aber nie war er ein Freund von Dankfagungen, er suchte sich denselben stets zu entziehen und wurde ungehalten, wenn man sie ihm aufdrängen wollte. „Mache mir selbst damit Freude“, erwiderte er oft abweisend. Alle, die mit dem königlichen Herrn in Berührung kamen, priesen sein stets gleichbleibendes, ruhiges Wesen; seine Grundnatur war schlicht und ehrlich, in seinem Denken und Handeln war er stets einfach und klar, er liebte es nicht, lange Worte zu machen, seine Anordnungen gab er kurz, jeder wußte jedoch, was der König wollte; seinem ruhigen Gleichgewicht widerstand alles Lärmende und Überschwängliche, mit jedem Lebensjahre nahm seine Milde und Güte zu, und wo er nur konnte, war er nachgiebig oder suchte um Bestrafungen herumzukommen, indem er that, als ob er nichts gesehen oder nichts wußte.

Die Leutfeligkeit des Königs möchte ich durch einige wenige Episoden beleuchten. Der König hatte sich von einer Tanzfestlichkeit im Prinzeßinnen-Palais ganz unbemerkt nach seiner Wohnung im königlichen Palais begeben und zwar auf der kleinen, schmalen Verbindungstreppe, die nur von ihm benutzt wurde. Als er etwas später zur Gesellschaft zurückkehrte, stand er plötzlich auf der Mitte der engen Treppe seinem Leibjäger gegenüber, der unter jedem Arm eine volle Flasche Champagner hielt. Der Mann konnte weder rechts noch links ausbiegen und war mehr tot wie lebendig. Der König überfah sofort die ganze Situation und sagte nur in mißbilligendem Tone: „Schon lange im Dienst — nicht einmal Treppe kennen — geht nicht nach der Kellerei. Umkehren und an Kellermeister abliefern!“

Der König wollte sich eines Tages mit der Fürstin Liegnitz vom Neuen Palais aus zum Mandöver-Terrain um 11 Uhr begeben. Die Herrschaften hatten gefrühstückt, und der König trat, seiner Gewohnheit gemäß, in eine Fensternische, um zu sehen,

ob der Wagen pünktlich vorfuhr. Die Fürstin stand in der zweiten Fenster niche. Mit dem Glockenschlage 11 Uhr war der Wagen da, aber der König blieb stehen, so daß die Fürstin an ihn heran trat, um zu sagen, daß der Wagen bereit sei. Der König lächelte ihr zu und sagte: „Ich weiß es — wollte aber noch einen Augenblick warten, bis der Mann fertig ist. Sieh einmal in den Spiegel.“ Und in diesem Spiegel sah die Fürstin durch Reflexe den Lakaien, der serviert hatte, hinter der Thür stehen, die Tellerreste nach Möglichkeit schnell in seinen Wagen verschwinden lassend.

Im Sommer speiste der König gern mit seiner nächsten Umgebung auf der Pfauen-Insel, aber da er oft erst kurze Zeit vorher seine Befehle erteilte, war es häufig schwierig, die Anordnungen in der der königlichen Würde entsprechenden Weise zu treffen. So hatte er auch eines Tages gewünscht, die Mahlzeit im Freien vor dem kleinen, auf der genannten Insel gelegenen Schloßchen einzunehmen. Als er gegen Abend nach Potsdam zurückfuhr, fragte er den Leibjäger, ob er denn auch mit den Übrigen gespeist hätte und satt geworden wäre. „Dazu war heute keine Zeit,“ lautete die Antwort, „es ging alles sehr schnell und war auch nicht so viel da. Aber der Küchenmeister hat sich mit uns abgesunden, er hat jedem von uns einen harten Thaler gegeben.“ — „Dabei aber doch hungrig?“ fragte der König. — „Ja, etwas, aber am Abend holen wir's nach!“ — In Potsdam angelangt, ließ der König sofort den Küchenmeister zu sich kommen und fragte ihn, ob er schon jemals einen harten Thaler gegessen — „Nicht wahr,“ setzte er hinzu, „der schmeckt gut, wenn man recht hungrig ist? Miserabel! Und doch haben Sie's so mit meinen Leuten gemacht! Die sollen aber nicht hungern. Läßt sich wohl einrichten, daß sie früher oder später essen. Denke mir, wie schlimm es für die Leute sein muß, die mir und den Meinen gute Speisen reichen und selbst dabei hungern. Darf nie wieder passieren. Leute, die mir dienen, müssen es auch gut haben!“ —

Kennzeichnend für die geringen Ansprüche, die in jener Zeit in mancher Hinsicht gemacht wurden, ist, daß in den kleinen Zimmern der Königin Luise im Potsdamer Stadtschloße abgepaßte Teppiche lagen und ebenso in dem winzigen Schlafgemach des Königs, wogegen die drei größeren Vor- und Gesellschaftsräume unbelegte Parkettfußböden hatten. Dem Fortschritt mußte aber auch wohl gehuldigt werden, und der König entschloß sich, Teppiche hierfür anschaffen zu lassen, d. h. schmale Belour-Läufer und zwar nur von Thür zu Thür gehend. Als dann am nächsten Morgen der Lakai dem König das Frühstück brachte und auf den Läufern entlang ging, sah ihn der König groß an und sagte: „Teppich ist nicht für Jeden gelegt, künftig hübsch daneben gehen — noch schonen!“ —

Dem König war mitgeteilt worden, daß in Berlin in einer Tierbude zwei Chinesen gezeigt würden; es widersprach dies so seinem menschlichen Gefühl und er fand es betart entwürdigend, daß er den Besitzer veranlassen ließ, alle Sachen an ihn gegen eine reiche Entschädigung abzutreten; demnächst wurden diese Chinesen nach Halle geschickt, um dort drei Jahre in einer Erziehungsanstalt zu bleiben und nach genügendem Unterricht zum christlichen Glauben überzutreten. Hieran reihte sich dann die Einverleibung dieser Leute in die königliche Hosdienerschaft; der ganze Dienst bestand darin, daß sie bei größeren Hoffesten in ihrem reichen National-Kostüm Thürdienst versehen mußten und auch zum Präsentierdienst herangezogen wurden.

Der eine dieser Chinesen, Apen, war schon in seiner Heimat angeblich ein Schriftgelehrter gewesen und übersetzte denn auch unter Leitung seines Rektors die Bibel in das Chinesische. Nach Potsdam übergesiedelt, zeigte er wenig Ausdauer, er war ein leichtlebiger Mensch, und man erfüllte gern seinen Wunsch, ihn mit einem Schiff der Seehandlung nach seinem Vaterlande zurückzusenden. Von seinen in Potsdam verbliebenen Kindern trat ein Sohn, ein flotter Bursche, bei den Husaren ein. Der König Friedrich Wilhelm IV., dem es Spaß machte, einen Halbchinesen

bei seiner Kavallerie zu haben, ließ über manche Ungehörigkeiten, die der Alpen begangen, hinwegsehen, aber weiter als bis zum Fähnrich brachte derselbe es trotzdem nicht, er mußte seinen Abschied nehmen.

Eine Tochter des Alpen heiratete einen Lehrer in einem Vorort Berlins. Da sich ein reicher Kindersegen einstellte, so war bei der geringen Einnahme die Not oft recht groß, aber mit einem unendlichen Mut und Gottvertrauen suchte die Frau diese schlimmen Zeiten zu überwinden und erfreute sich auch mehrfach königlicher Unterstützungen. Mit der Zeit rückte der Gatte in die Rektorstelle ein, das Gehalt verbesserte sich, die Kinder waren erwachsen. Somit ist dieses vielgeprüfte Ehepaar hoffentlich einem glücklichen Lebensalter entgegen gegangen.

Der zweite Chinese, Ahof, war klein, wohlgenährt, da er keine Nahrungsvorgen hatte und immer zufrieden war; er hatte sich am Mühlenweg bei Sanssouci ein Stückchen Land gekauft, um es zu kultivieren und später ein Haus darauf zu bauen. Letzteres konnte er in Ausführung bringen, da Friedrich Wilhelm IV. ihm die nötigen Baugelder unter der Bedingung zahlen ließ, daß auf der Vorderseite seines Hauses in einer halbrunden Nische ein Chinese angebracht würde, lebensgroß mit untergeschlagenen Beinen und in bunter Nationaltracht. So geschah es, und wenn die Potsdamer ein Haus oder einen Garten am Mühlberg bezeichnen wollten, so hieß es nur: „Bei Ahof“ oder „rechts von Ahof, links oder geradeüber von Ahof.“ Die Bezeichnung „Mühlenweg“ war für lange Zeit außer Kurs gesetzt.

Au der Spitze der Hofverwaltung stand im Jahre 1836, zur Zeit meiner Anstellung, als Hofmarschall der Kammerherr von Massow, ein wohl reich mit Familie, aber weniger mit Glücksgütern gesegneter Mann; die von ihm ererbten Güter gaben wenig Ertrag, er hob aber ihren Wert durch seine umsichtige persönliche Verwaltung und Vermeidung aller Extravaganzen. Dieselbe große Umsicht, Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit übertrug er auch auf den ihm anvertrauten wichtigen Posten; nichts entging seinem

Scharfblick, und höchste Anerkennung verdient seine Gerechtigkeit, die er jedem angedeihen ließ — er wurde gefürchtet und geliebt.

Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß das Hofleben während der Regierung Friedrich Wilhelm III. nach dem Ableben der Königin Luise ein sehr ruhiges und einfaches gewesen, sodaß die Anforderungen, welche an die Leistungen der Hofbeamten gestellt wurden, nur sehr unbedeutende sein konnten; dem ist jedoch nicht so, denn der König hatte eigentlich vier Hofhaltungen: im Palais zu Berlin, in Charlottenburg, im Potsdamer Stadtschloße und in Pareß, daneben Absteigequartiere in Sanssouci und im Neuen Palais. Dies galt sowohl für den Sommer wie für den Winter, und an allen Orten mußte die Hofhaltung für die Aufnahme und königliche Tafel bereit sein. Dies war mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden, als es damals weder Eisenbahnen noch Telegraphen gab, und die Entschließung des Königs, mit der Hofhaltung zu wechseln, oft sehr unerwartet kam. In Potsdam befand sich daher dauernd eine Abteilung der Hof-Oekonomie, und Reitknechte vertraten die jetzigen Telegraphen.

Fast täglich sah der König, in dessen Gesellschaft sich meist die Fürstin von Liegnitz befand, Gäste zu Tisch bei sich. Im Winter fanden größere Hoffeste statt; Déjeuners dansants, die um 12 Uhr begannen und gegen 7 Uhr endeten und zu denen bis 300 Personen geladen wurden, wechselten mit Bällen im Prinzessinnen-Palais, zu welch' letzteren um 6 Uhr eingeladen wurde, während der Schluß häufig erst um 1 Uhr und noch später erfolgte. Auch an Kostümfesten, an größeren Soupers bei dem im Schloß wohnenden Kronprinzlichen Paare und den verschiedenen prinzlichen Herrschaften, an Liebhaber-Theatervorstellungen, an Geburtstagsfeierlichkeiten größeren Stils u. dgl. fehlte es ebenso wenig wie an zahlreichen fürstlichen Besuchen, denen zu Ehren größere und kleinere Festlichkeiten veranstaltet wurden. Daneben liefen die täglich beim König stattfindenden Militär- und Civil-Vorträge, mili-

fürliche Besichtigungen und Paraden, Besuche, Audienzen, Spazierfahrten u. s. w.

Die Badereisen und der Aufenthalt in Teplitz wiederholten sich seit einer Reihe von Jahren mit derselben Regelmäßigkeit und nach den gleichen Bestimmungen. Auch die Begleitung war fast stets dieselbe und bestand aus einem Flügeladjutanten, dem Leibarzte, den Herren und Beamten des Civil- und Militär-Kabinetts, fast immer Alexander von Humboldt, dann dem Geheim-Kämmerer und den Dienern, sowie dem Oekonomie-Personal. In dreizehn Wagen, mit einer Bespannung von 54 Pferden auf jeder Station, fand die Beförderung statt. Die Oekonomie-Effekten wurden eine Woche vorher durch einen Expeditur vorausgeschickt, so sämtliche Tafel- und Küchengeräte, Wäsche, selbst der Bedarf an Wein. — Das regelmäßige Leben, welches der Kurgebrauch erforderte, hielt der König streng ein, und nur selten, etwa gelegentlich des Besuches fremder Fürstlichkeiten, wurde davon abgegangen. Dagegen ergingen häufiger zu den Diners-Einladungen an solche Persönlichkeiten, welche in Teplitz zur Kur anwesend und dem König persönlich bekannt waren. —

Der königliche Hofstaat bestand aus zehn großen Hofchargen: einem Ober-Kammerherrn, einem Ober-Marschall, einem Grand Maître de la Garderobe, einem Ober-Jägermeister, einem Ober-Stallmeister, einem Ober-Schenk, einem Ober-Ceremonienmeister, einem Hofmarschall und Intendanten der königlichen Gärten, einem General-Intendanten der königlichen Schauspiele und einem Schlosshauptmann. Die Zahl der Kammerherren belief sich während der letzten Lebensjahre des Königs auf 300, von denen etwa 20 in Berlin und Potsdam wohnten, aber nur 6 abwechselnd als diensthüend ausgeführt wurden. Nur bei großen Hofgesellschaften und dem Besuche fremder Fürstlichkeiten wurden sie zum Dienste herangezogen, wie ferner mehrere Pagen aus dem Kadettenkorps. Über die allgemeinen Staatsangelegenheiten hielt dem König regelmäßig einer der Staatsminister, über die Militär-Angelegenheiten ein General-Adjutant, über die Civil-Angelegen

heiten ein Kabinettsrat — zu meiner Zeit der Geheime Kabinettsrat Albrecht — Vortrag.

Die Tagesarbeit des Königs war, wenn nicht besondere Ereignisse sie unterbrachen, genau geregelt. Der König erhob sich früh, meist um 6 Uhr, und nahm den Kaffee ein, während er seine Toilette beendete, fast immer trug der König einen dunklen Militärrock ohne Epauletten. Nach der Erledigung der Privat-Korrespondenz, wobei der König die eingelaufenen Briefe selbst öffnete und, wo es erforderlich, mit seinen Bemerkungen versah, dabei die wichtigeren Sachen behufs eigener Erledigung zurücklegend, folgten in einem besonderen Gemach die Vorträge, denen der König sehr aufmerksam folgte, sich auch über recht entfernt liegende Dinge schnell orientirend und bei seinen Entschlüssen den Vortragenden gern Einwendungen gestattend. Häufig schloß sich an die Vorträge eine Spazierfahrt in Gesellschaft eines der dienstthuenden Adjutanten; der König hatte dabei die breitkrämpige Feldmütze auf dem Haupt und bei ungünstiger Witterung einen Militärmantel umgeschlagen. Um 2 Uhr wurde das Frühstück eingenommen und unterhielt sich nach demselben der König noch gern mit seinen Gästen. Im Laufe des Nachmittags wurden die Vorlagen der Ministerien durchgesehen, Kabinetts-Ordres unterzeichnet und Audienzen erteilt. Sehr gern besuchte der König die um 6 Uhr beginnenden Theater-Vorstellungen, um nach demselben mit der Fürstin Liegnitz und einigen Eingeladenen das Souper einzunehmen.

Die große Vorliebe des Königs für das Schauspiel und die Oper, sein leutseliges Benehmen zu den darstellenden Künstlern und Künstlerinnen, seine Besuche der Bühne während der Zwischenakte und die im Prinzessinnen-Palais stattfindenden Privatvorstellungen und sich daran anschließenden Bewirtungen der Mitwirkenden wurden seiner Zeit vielfach besprochen und das in ganz falscher Weise. Eingehend plauderte der König einst mit dem Bischof Eylert über seine Vorliebe für das Theater, wie es der Bischof selbst (in seinen „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich

Wilhelm III.“) aufgezeichnet. Nach einer in Sanssouci eingenommenen größeren Mittagstafel hatten sich die Teilnehmer etwas zerstreut, um sich erst später, kurz vor dem Schauspiel, wieder zusammenzufinden; der König traf in einem der Nebengemächer den Bischof und sagte gesprächsweise zu ihm: „Heute wird ein schönes Stück gegeben, eine Satyre auf den Egoismus, und es thut not, daß man ihn lächerlich macht. Aber Sie gehen nur selten hin, lassen sich gewöhnlich entschuldigen, wenn ich Sie habe einladen lassen: halten den Besuch des Theaters wohl gar für eine Sünde?“ — „Wenn es eine Sünde wäre, würden Ev. Majestät gewiß nicht hingehen. Dem Reinen ist alles rein; für Solche halte ich das Schauspiel für einen Zeitvertreib.“ — „Ich schlage es höher an. Ich halte es für ein angenehmes Mittel zur sittlichen Beredlung und zähle es solchen Anstalten bei.“ — „Das ist mir noch sehr problematisch; die Sinne werden allzusehr afficiert, als daß es sittlich wirken könnte; der Eindruck, der zurückbleibt, ist sinnlich und regt vorzüglich die Phantasie auf.“ — „Nicht immer; dann gewiß nicht, wenn das Stück gut gegeben wird und moralisch gut ist.“ — „Auch selbst dann können die guten Eindrücke nicht aufkommen und haften, weil überall die Sinnlichkeit vorherrschend ist; sie dringt von allen Seiten ein.“ — „Kurios! Thut das nicht auch die Natur? die Berge und Thäler, die Bäume, die Flüsse und ihre tanzenden Wellen; die Singvögel, unter ihnen vorzüglich die Nachtigall; die schönen Blumen: alles dies, ist es nicht auch in dem Tempel der Natur eine Dekoration? Diese reiche Abwechslung ist auch ein wahres Schauspiel“ und nachdem der König noch andere Bedenken des Bischofs widerlegt, bemerkte er: „Sind manche Schriften mir zugegangen, die gegen das Theater erschieuen sind; ja, es hat ein Mann aus dem Bergischen, wenn ich nicht irre aus Elberfeld, an mich geschrieben und mich, da ich ein Christ wäre, um Himmelswillen gebeten, doch nicht mehr in die Komödie zu gehen, um nicht Schaden zu nehmen an meiner Seele. Der ehrliebe Mann meint es gut. Habe das Schreiben Wißleben

gegeben und ihm gesagt, was er in meinem Namen höflich antworten soll. Die Menschen sind erschrecklich einseitig und kennen mich nicht. Berlin ist kein Krähwinkel. Gehen Sie nur immer diesen Abend hinein, wird Ihnen schon gefallen.“

Generaladjutant von Wipleben hat später mitgeteilt, was er im Auftrage des Königs, der lang und breit mit ihm darüber gesprochen, dem Brieffschreiber aus Ebersfeld hatte mitteilen müssen. Unter anderm hieß es in der Antwort, daß der König nach seiner langen Tagesarbeit die Nothwendigkeit einer geistigen und körperlichen Erholung fühle, die um so natürlicher sei, als der König sie inmitten seiner Unterthanen genöthe. Als wichtiger Beweis wurde fernerhin hervorgehoben, daß „ein König gar kein anderes Mittel habe, die Sitten des Volkes, die mancherlei Gegensätze des geselligen Lebens, das Streben und Regen in dem beschränkten Wirkungskreise der Familien kennen zu lernen, sich mit den Beschwerden, Freuden, Klagen, Bestrebungen der ihm fernstehenden Stände bekannt zu machen, als die Anschauung auf der Bühne, dem treuesten Spiegelbilde des Lebens. Mit den Darstellungen des Theaters bliebe der Beschauer stets in Kenntniß der Zeitregungen, der Litteratur, des Kampfes alles Edlen und Schönen gegen das Negative. Ja, die Bühne sei für den Fürsten eigentlich der einzig nahe und vertrauliche Annäherungspunkt mit dem eigentlichen geistigen und materiellen Leben des Volkes, ohne die Nacktheit desselben, und veredelt durch die Hand der Kunst. Nur bevorrechtete Stände umgaben die Person des Fürsten, in ihnen fände sich nichts von jenen Bedürfnissen und Regungen der großen Mehrzahl, und fänden sie sich, so träten sie durch die Abgeschliffenheit der äußeren Form und stetes Überwachen der Äußerung nicht so kenntlich hervor. Auf der Bühne aber träte ihm volle Wahrheit entgegen. Hier sähe er die Schleichwege der Intrigue, hier den Mißbrauch des Amtes, der Stellung, bevorzugten Geburt, ebenso wie das Ringen des stillen Verdienstes und erfreue sich an der rein menschlichen That der wenigen Bevorzugten, und das Alles im Gewande der Kunst, der Dichtung, belebt durch die

schaffende Kraft der Darstellung. Wie könnte mit der notwendigen Erholung von schweren, sorgenvollen Obliegenheiten ein edlerer, ja nützlicherer Zweck verbunden werden, als der, welcher für einen Fürsten notwendig aus Anschauung der Bühne hervorgehen müsse?"

Aber auch seinem Lieblingsvergnügen, dem Theater gegenüber, blieb der König ein guter Hausvater, der nicht mehr ausgab, als wie er es für diesen Zweck erforderlich hielt, und er bemerkte dem Intendanten, Grafen von Redern, gegenüber, wenn dieser mit größeren Forderungen kam, als wie der König erfüllen wollte: „Weiß, daß das Berliner Publikum etwas vom Schauspiel verlangen kann, habe ja selbst meine Freude dran. Aber der Etat darf nicht überschritten werden. Darf das Land, die Unterthanen, die Armen nicht vergessen, und für besondere Fälle muß man auch stets etwas überbehalten!“

In seinem Wesen und seinen eigenen Ansprüchen schlicht und bescheiden, konnte der König ungehalten werden, wenn man seine hohe Stellung benutzte, um ihn zu übervorteilen, was namentlich auf Reisen häufig geschehen war. Bei einem angesehenen Berliner Tischler, der wiederholt schon für die königliche Familie gearbeitet hatte, hatte der König für ein Zimmer seines Palais eine neue Mahagoni-Einrichtung bestellt und war mit den Sachen sehr zufrieden gewesen, nur der Preis schien ihm bedeutend zu hoch und er gab, da er nach seinen Worten „ein Exempel statuieren wolle, daß man ihn fernerhin nicht überteuere,“ den Befehl, den Tischler vorläufig nicht zu bezahlen. Dieser brauchte jedoch sein Geld, und da er es nicht erhalten konnte, verklagte er den König beim Kammergericht. Und dieses, welches von erfahrenen Sachverständigen die gelieferten Möbel taxieren ließ, gab ihm Recht und dem König Unrecht, indem es entschied, daß der Tischler durchaus nicht einen zu hohen, sondern den richtigen Preis gefordert habe. Der König ließ den Tischler zu sich kommen und ihm die volle Summe auszahlen, dabei bemerkend: „Der Preis kam mir allerdings zu hoch vor, aber ich habe mich geirrt. Das Kammergericht hat gerecht geurteilt. Sie sind ein

braver, geschickter und redlicher Mann und sollen für mich, so lange ich lebe, arbeiten!" —

Geru hatte der König eine offene Hand und that ungemein viel Gutes, ohne daß die meisten Betreffenden wußten, daß er der Geber war. Auf einer der regelmäßigen Spazierfahrten begleitete einst den König sein Flügeladjutant, der Oberst von Malakowsky, dessen heitere, offene Natur der König schätzte und der dem königlichen Herrn Manches sagen durfte, was sich die anderen Herren der Umgebung nicht getrauten. Bei jener Ausfahrt nun kreuzte der Wagen den Gensdarmenmarkt, und der König wies auf die Häuser hin mit den Worten: „Hier muß gut wohnen sein!" — „Ja," erwiderte der Oberst, „deshalb wohne auch ich hier" und zeigte dem König das von ihm bewohnte Haus. — „Wieviele Zimmer haben Sie?" fragte der König. — „Meiner zahlreichen Familie wegen sieben." — „Und wie hoch ist die Miete dafür?" — „Ich muß, da drei größere Stuben nach vornheraus liegen, 600 Thaler jährlich zahlen." — „Das ist ja erschrecklich viel Geld für ein so kleines Quartier," rief der König, „das machen Sie jedem andern weiß, nur mir nicht!" — Und der Oberst plachte heraus: „Das ist ein wahres Unglück, daß Ev. Majestät so etwas nie glauben wollen!" — Der König nahm den Ausruf lächelnd hin und schickte am nächsten Tage seinem Adjutanten 1200 Thaler mit der Notiz: „Zur Hausmiete für dieses und pränumerando für das künftige Jahr." —

Die Privatgemächer des Königs in seinem Palais, welches (es wurde bekanntlich später völlig umgebaut) wahrlich kaum diesen Namen verdiente und mit seiner balkonlosen Front, seinem gelbgrauen Anstrich und dem hohen Ziegeldach über dem einen Stockwerk mehr einem Bürgershause glich, waren freundlich und wohnlich, ohne jeglichen Prunk, eingerichtet; der königliche Herr liebte es, daß alles stets immer auf seinem alten Platze stand, und die Diener richteten sich genau danach. Im Vorzimmer wurden die Fahnen sowie die silbernen Trompeten und Pauken der Berliner Garnison aufbewahrt, es schloß sich

das Zimmer für die Vorträge und Audienzen an, das hübsche Gemälde und mancherlei Gaben fürstlicher Verwandten enthielt, und dann folgte ein kleines Gemach mit der Kabinetts-Bibliothek, von welchem aus mehrere schmale Stufen zum Schlafzimmer des Königs führten, dessen Fenster nach dem Hofe zu gingen. Hier, auf diesem Hofe, fanden sich oft umherziehende Straßenmusikanten ein, die ihre Klänge und Lieder erschallen ließen und dafür stets 8 Groschen erhielten. Als der König sich im November 1816 auf der aus seinem Schlafzimmer nach dem oberen Stock führenden Treppe das Bein gebrochen, wurden all' diese Musikanten zurückgewiesen, da man die Ruhe des hohen Kranken nicht stören lassen wollte. Der König erkundigte sich, warum er nichts mehr von der Musik höre, und man sagte ihm den Grund. „Dummes Zeug,“ erwiderte er, „die Leute rechnen auf ihren Verdienst. 8 Groschen bilden für sie eine Summe, die sie nicht entbehren können.“ — Daraufhin wurden den Musikanten, die Einlaß nach dem Hofe begehrten, die 8 Groschen ausbezahlt, aber sie durften nicht spielen. Von neuem fragte der König danach und sagte ärgerlich: „Das ist Unrecht. Die Leute können nichts weiter, als das, und denken mir eine Freude zu machen. Ist ja manchmal schlecht, aber man soll's nicht merken lassen, daß es schlecht ist. Das bloße Bezahlen muß ihnen ja weh thun. Kann zwar nicht alle Tage jetzt die Musik hören, aber sie sollen jeden Ersten des Monats kommen, da kann Jeder dann sein Stücklein spielen.“

Und eine gleiche Rücksichtnahme bewies der König noch kurz vor seinem Hinscheiden. Hinter dem Palais befand sich ein Brunnen, der das beste Wasser in Berlin liefern sollte, und man hatte deshalb der Bewohnerschaft erlaubt, dort Wasser holen zu dürfen. Da man fürchtete, daß das stete Knarren des Pumpenschwengels den König störte, wurde der Brunnen abgesperrt; als dies der König merkte und die Ursache erfuhr, befahl er, daß der Brunnen sofort wieder frei gegeben werden solle: „Auch wenn ich krank bin, soll kein Berliner schlechteres Wasser trinken als ich,“ sagte er.

Das Bett des Königs war eine einfache, schmale, hölzerne Bettstelle, die er bis zu seinem Ende benutzte. Ueber dem Bett hing das von Schröder gemalte Bildnis der Königin Luise; ein Garderobenschrank, ein Schreibtisch und einige Stühle bildeten die ganze weitere Ausstattung des Gemaches, in welchem der greise königliche Herr am 7. Juni 1840 die Augen zum letzten Schlummer schloß.

Im Frühjahr hatte sich der König eine heftige Erkältung zugezogen, der ein schneller Kräfteverfall folgte. Vom 3. Juni an hegten die Leibärzte, die Doktoren Schönlein und Grimm, nur noch wenig Hoffnung, das Leben des Königs retten zu können, und die in der Ferne wohnenden Verwandten wurden benachrichtigt. Mit heftigen Schmerzen wechselten Ohnmachten ab, gelegentlich versagte die Sprache, und bei der völligen Appetitlosigkeit nahm die Entkräftung rasch zu. Der betagte Kammerdiener des Königs, Bärbaum, brachte dem Leidenden an einem der letzten Tage morgens Kaffee und Zwieback an die Lagerstätte und bat seinen königlichen Herrn, doch etwas zu genießen. „Ich kann nicht,“ meinte der König. — „Aber Dr. Schönlein hat gesagt, Majestät müßten etwas essen.“ — „Ich kann's nicht,“ erwiderte der König nochmals etwas ungehalten, Bärbaum konnte die Thränen nicht unterdrücken; als er hinausgegangen war, bat der König seine Gemahlin, die Fürstin Liegnitz, die ihn auf das hingebendste und liebevoll steplegte: „Bitte, iß Du doch den Zwieback. Wenn Bärbaum wieder hereinkommt, so glaubt er, ich habe es gethan, und es wird ihn freuen.“ —

Vier Tage hindurch, Tag und Nacht, wurde der Platz vor dem Palais nicht leer von einer dichtgedrängten Menschenmenge; kein Geräusch hörte man, flüsternd unterhielten sich die Beisammenstehenden, jeder, der das Palais verließ, wurde mit Fragen bestürmt, wie es dem geliebten König erginge. Diese allgemeine, sich erschütternd zeigende, wahrhaft rührende Teilnahme soll auf den Kaiser Nicolaus von Rußland, der am Morgen des 7. Juni in Berlin angelangt war, während seine

Gemahlin, die Tochter des Königs, mit ihren Kindern schon seit einigen Tagen am Krankenlager weilte, einen tiefen Eindruck gemacht haben — „so ist noch kein Monarch geliebt worden, das ganze Volk ist ja wie eine trauernde Familie,“ äußerte er zu seiner Umgebung. —

Es war der erste Pfingstfeiertag, der 7. Juni, und wir Beamten hatten den Vormittag in traurigster Stimmung im Amte verlebt und mit Angst und innigster Teilnahme jeden Augenblick neue Mitteilungen über den Verlauf der Krankheit aus dem Palais erhalten, sodaß wir auf den 3½ Uhr nachmittags eintretenden Tod vorbereitet waren. Mit dieser Bestätigung des Hinscheidens des teuren königlichen Herrn erhielten wir aber zugleich die Weisung, sofort nach dem Palais zu kommen, da uns auf Allerhöchsten Befehl gestattet sein sollte, die Leiche unseres geliebten Herrn unmittelbar nach seinem Tode noch auf seinem Sterbebette zu sehen.

Unvergeßlich ist jedem von uns dieser feierliche Augenblick geblieben. Die königlichen Familienmitglieder befanden sich noch im Zimmer, die Kaiserin, die Fürstin Liegnitz und die Prinzessinnen hatten vor Ermattung und Abspannung sich hier und da niedergelassen, die anderen Herrschaften sich aber in den Hintergrund zurückgezogen, und wir durften an das Sterbebett herantreten und das Antlitz unseres teuren Herrn zum letztenmal schauen. Der Tod hatte die Züge nicht entstellt, ein stiller Friede ruhte auf denselben, da lag er in seiner einfachen weißgestrichenen Bettstelle unter einer weißwollenen Decke. Kein Auge blieb thränenleer und unmittelbar nach uns durfte noch das ganze im Palais anwesende Hauspersonal, bis herab zum letzten Küchenmädchen, das Sterbezimmer betreten — in diesem Tusculum hatte ein Band der Liebe und der Trauer alle Standesunterschiede aufgehoben. Den Schmerz um den Entschlafenen teilte Jeder, und erst nach und nach fühlte man die ganze Qual und den Verlust, der uns dadurch vor Allen von seinen Unterthanen zu teil geworden war! —



Zweiter Abschnitt.

Unter dem neuen König. — Hofmarschall von Meyerind. — Die Huldigungen in Königsberg und Berlin. — Die Hofhaltung König Friedrich Wilhelms IV. — „Hotel zum Preussischen Adler.“ — Reisen des Königspaars. — Die Festlichkeiten am Rhein. — Besuch der Königin Victoria von England und des Prinz-Gemahls auf Burg Stolzenfels. — In Brühl und Coblenz. — Kaiserin Augusta und das Coblenzer Schloß. — In Leßlingen. — Ein nächtlicher Einbruch. — Friedrich Wilhelms IV. Kunstsin. — Seine Bauhätigkeit.

So war denn der greise König zur ewigen Ruhe eingegangen, und mit demselben Tage fing auch für uns Beamte eine neue Zeit an. Der einfache Geschäftsgang, die früheren Arbeiten, die sich Tag für Tag gleich blieben, wichen einer bewegteren Zeit und boten den Beamten Gelegenheit, ihre Brauchbarkeit und Arbeitsfähigkeit zu zeigen.

Zunächst nahmen uns die Beisehungsfeierlichkeiten in Anspruch, die um so schwieriger waren, als niemand mehr vorhanden, der aus eigener Anschauung wußte, wie es bei früheren gleichen Veranlassungen gehalten worden war. Alles mußte neu überlegt, beraten und die königliche Zustimmung dazu eingeholt werden.

Die Feierlichkeiten erstreckten sich auf die Überführung der Leiche nach dem Berliner Schloß, die Aufstellung derselben im Thronzimmer Friedrich Wilhelm II., Aufbahrung in der Uniform des 1. Garde-Regiments z. F. für die Hofgesellschaft und höheren Beamten vom Civil und für die Militärs, Ausstellung

des Parade-Sarges für das gesamte Publikum und schließlich das feierliche Leichenbegängnis am 11. Juni nach dem Dom und Überführung der sterblichen Überreste des Königs von dort nach dem Charlottenburger Mausoleum in der Nacht vom 11. zum 12. Juni nebst der Beisetzung daselbst.

Gleichzeitig veranlaßte die Anwesenheit vieler fremder Fürstlichkeiten, darunter der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, beträchtliche und ungewohnte Arbeiten, und ich wurde dadurch in ein neues, mich lebhaft fesselndes Arbeitsfeld eingeführt.

Kurze Zeit nach der Thronbesteigung wurden sämtliche Beamte des Hofmarschallamtes dem neuen Könige im Schlosse persönlich vorgestellt, und auch hierbei zeigte sich der Herrscher trotz des Ernstes in seinen Zügen von großer Liebenswürdigkeit. In jenen Tagen war Friedrich Wilhelm IV. der volkstümlichste Mann; zahllose freundliche Worte, die er zu den verschiedenen Abordnungen gesprochen, gingen von Mund zu Mund, man erzählte von seiner offenen Liebenswürdigkeit, daß er die Berliner Deputierten unangemeldet empfangen und ihnen gesagt, so solle es immer zwischen ihm und den Vertretern der Hauptstadt gehalten werden, und aufrichtige Begeisterung hatten die Schlußworte der königlichen Proklamation erweckt, mit welcher die Verfügungen des verstorbenen Königs an seinen Sohn („Mein letzter Wille“ und „Auf Dich, mein lieber Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über“ zc.) veröffentlicht worden waren: „Sold! ein Volk ist es wert und fähig, königliche Worte zu vernehmen wie die, welche hier folgen, und wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regimentes durch keinen schöneren Akt als die Veröffentlichung derselben bezeichnen kann.“

Die königlichen Herrschaften verlebten die nächste Trauerzeit meistens in aller Stille in Sanssouci, nachdem die unvermeidlichen ceremoniellen Hoftrauer-Couren vorüber waren.

Inzwischen war auch die Ernennung des Hofmarschalls von Maffow zum stellvertretenden Hausminister erfolgt, und

der frühere Hofmarschall des bisherigen Kronprinzen, Freiherr von Meyerinck, wurde sein Nachfolger. Für den Dienst war dies sehr günstig, da er die neu eintretenden Verhältnisse und Bedürfnisse aus mehrjähriger Erfahrung in der prinzlichen Hofhaltung übersehen konnte und ihm eine außergewöhnliche Geschäftsumsicht zur Seite stand.

Er war ein Gentleman im eigentlichen Sinne des Wortes, eine einnehmende imposante Erscheinung, bestimmt in seinen Befehlen, deren genaue Ausführung er unbedingt verlangte, wohlwollend für alle diejenigen, die ihre Schuldigkeit thaten, aber unnachlässig streng, selbst nachtragend gegen alle Trägheit und Nachlässigkeit im Dienst.

Man kann behaupten, daß mit seinem Eintritt und durch ihn die erste Grundlage zu einem ceremoniellen Hofleben gelegt wurde, die dann späterhin unter dem Oberceremonienmeister Grafen Stillfried eine weitere Ausdehnung gewann. Die Livree der Königlichen Dienerschaft wurde den Zeitverhältnissen entsprechend geändert, die Tafelgeräte, Silber und Porzellan, Glas, Weißzeuge u. in geschmackvolleren und reicheren Formen ergänzt, seine Fürsorge erstreckte sich auch auf das sehr vernachlässigte Mobiliar und er suchte selbst einen günstigen Einfluß auf die Obermarstall-Angelegenheiten auszuüben. Alles dies geschah jedoch nur nach und nach, denn die beschränkten Mittel des Kronfideikommissfonds gestatteten nicht, die dadurch entstehenden Ausgaben mit einemmal zu bestreiten.

Bei dem lebhaften Temperament des neuen Königs war die Stellung des Hofmarschalls — der tägliche und fast stündliche Verkehr mit den Königlichen Herrschaften — eine sehr schwierige, und bei dem hohen Ehrgefühl, welches Herr von Meyerinck besaß, wäre es gewiß oft zu Auseinandersetzungen gekommen, wenn die Königin Elisabeth in ihrer milden Weise dies nicht immer ausgeglichen und Herr von Meyerinck nicht ein zu treuergebener Diener des Königs gewesen wäre.

Die erste größere Gelegenheit, die den Beweis lieferte, daß

der neue Hofmarschall ganz der geeignete Mann war, um seine Stelle auszufüllen, bot die Huldbigung des Königs in Königsberg. Es war eine schwierige Aufgabe, in einem sehr mangelhaft eingerichteten Schlosse resp. in städtischen Quartieren für so viele Fremde zu sorgen und alle mit dieser Feierlichkeit verbundenen Festlichkeiten in einer der königlichen Würde entsprechenden Weise durchzuführen. Es soll ihm in vollkommenster Weise gelungen sein, ich selbst habe darüber kein persönliches Urtheil, denn als einer der jüngsten Beamten war ich nicht nach Königsberg abgeordnet worden, hatte aber mit der Übermittlung der Sachen von Berlin aus genug zu thun, denn alle Haus-, Beleuchtungs-, Decorations-, Tafel- und Wirtschafts-Geräte mußten hingeschickt werden; nichts war in Königsberg vorhanden, viele hunderte von Kisten gingen wochenlang durch Expediture vor aus, gab es doch damals noch keine Eisenbahn.

Alle Zeitungsberichte waren aber voll des Lobes und nicht der leiseste Miston trübte die Festfeier. Zum Schluß äußerten sich dieselben: „Den Eindruck zu beschreiben, den die Anwesenheit des geliebten Königspaares in unserer Stadt hervorgerufen, liegt ganz und gar außer den Grenzen der Möglichkeit, und die damit verbundenen namenlosen Wohlthaten werden von unberechenbaren Folgen sein. Jahre werden kommen und vergehen, aber die Erinnerung an die beglückenden und beseligenden Erscheinungen und Ereignisse der letzten Wochen steht mit unauslöschlicher Flammenschrift in Aller Herzen geschrieben. Aber der heilige Brennpunkt aller Gefühle vereinigt sich in dem welthistorischen Moment des gestrigen Tages. Friedrich Wilhelm IV. ist der erste preussische König, der öffentlich zu seinem Volke gesprochen hat.“

So schrieben im Jahre 1840 die Zeitungen, und so war auch der Eindruck für das ganze Volk, das bewiesen die später stattfindenden ersten Reisen in den anderen Provinzen; überall wurden die Herrschaften mit unbegrenzter Liebe und Jubel empfangen, und wohl verdiente es dieser Monarch, der auch

seinem Volke mit offenem Herzen und treuer Liebe entgegenkam und nur das Beste wollte.

In jenen Zeiten des allgemeinen Festtaumels dachte wohl niemand daran, daß ein so reich begabter poetischer Charakter, wie die Weltgeschichte lehrt, in ernster Lage und schwierigen Zeiten nicht dazu angethan war, die Zügel der Regierung mit fester Hand zu führen und die Geschicke zu leiten; bittere Erfahrungen hierin waren dem König, waren dem Volke vorbehalten.

Die schwierigste Aufgabe für den Hofmarschall war in Königsberg unstreitig das große Abendfest im großen Moskowiter-Saal, weil keine ähnlichen Vorgänge als Beispiel hätten dienen und einen Maßstab geben können. Unbefangene Teilnehmer ließen sich dahin aus, daß die glänzende Soirée im Moskowiter-Saal dadurch doppelten Reiz gewann, daß durch weise Voraussicht des Hofmarschalls genau nur die entsprechende Zahl von Einladungskarten ausgegeben war: es wäre ein herrliches, würdiges Königsfest im weitesten Umfange des Wortes gewesen.

Noch waren die Nacharbeiten für die Königsberger Huldbigung nicht beendet, da begannen für das Hofmarschall-Amt die Vorbereitungen zu den Berliner Huldbigungs-Feierlichkeiten, welche die Anwesenheit vieler fremder sowie der landesherrlichen Fürsten im Gefolge hatten.

Am 15. Oktober fand, nachdem am 21. September das Königspar seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten, diese Huldbigung statt; ungezählte Tausende waren aus dem ganzen Königreich herbeigeeilt, um den feierlichen Tag mitzuerleben, ganz Berlin prangte in Blumen und Fahnen Schmuck, zwischen dem Opernhaus und der Bibliothek war von der Stadt Berlin ein mit dem Opernhause verbundener großer Saal errichtet, in welchem die Stadt dem König und anderen Ehrengästen, 1400 an der Zahl, ein Festmahl geben wollte. Tribünen erhoben sich vor dem Museum; vor dem Schloß, und zwar vor dem zweiten Portal desselben, war ein bis zum ersten Stockwerk reichender großer Altan erbaut, von dem aus der König die Huldbigung

seines Volkes entgegennehmen wollte und von welchem aus eine reichgeschmückte breite Freitreppe nach dem Lustgarten zu herabging. Am Vorabend fand große Festoper statt, der ich beiwohnen konnte, da die Billets nur an die Mitglieder der Deputationen, an Offiziere und Beamte verabfolgt worden waren; es wurde in neuer prächtiger Ausstattung Kubers „Jeensee“ gegeben, und das Königspaar erschien mit seinen fürstlichen Gästen für kurze Zeit. An die Oper schloß sich ein Fackelzug junger Handlungsleute, deren Führer vom Königspaaire im Schlosse sehr liebenswürdig empfangen wurden. Der Huldigungstag war leider nicht vom Wetter begünstigt, rauhe Windstöße wechselten mit Regenschauern, aber trotzdem harrte stundenlang eine dichtgedrängte, vieltausendköpfige Menge, die sich weit bis zu den Linden erstreckte, und begrüßte das Königspaar mit brausendem Jubel. Bei strömendem Regen hielt der König entblößten Hauptes seine gedankenreiche, von fortreißendem Schwung getragene, sich in herzlich-inniger Weise an die Bevölkerung wendende Rede, mit dem feierlichen Schlußsatz, wobei der König, der den wallenden Krönungsmantel trug und sich in weihvoller Stimmung befand, schwörend die Rechte erhob: „Ich will meine Gelübde, wie ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott mir hilft! Zum Zeugnis hebe ich meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!“ — Nach Abnahme des Eides durch den Geh. Ober-Regierungs-Rat Rathis sang, während die Kanonen donnerten und die Glocken läuteten, die gesamte Volksmenge: „Nun danket alle Gott.“

Die nächsten Tage waren noch durch mancherlei Festlichkeiten ausgefüllt, sie fanden ihren Schluß am 20. Oktober durch ein glänzendes Ballfest im Schlosse, zu welchem 5000 Einladungen ergangen waren. Der silberne Schild, welchen die Stadt Berlin dem Könige als Huldigungsgeichent verehrt und welcher die Aufschriften trug: „König und Herr, mit Dir betet Dein Volk, daß Gott den segensreichen Frieden uns wahre,“ und:

„Wird des Friedens Kleinod je gefährdet, rufe! Dein Volk erhebt sich wie Ein Mann,“ war auf Befehl des Königs an diesem Abend über dem im Ritterjaale befindlichen Thronfessel angebracht worden, und diese Aufmerksamkeit erhöhte noch die Begeisterung für den König in der Berliner Bürgerschaft, von der selbst die wenigen widerstrebenden Elemente durch den bei dem Festmahle der Stadt ausgebrachten Trinkspruch des Königs, in welchem er in beredten Worten die heldenmütige und treue Stadt Berlin gepriesen, der er stets ein gnädiger König und treuer Mitbürger sein wollte, gewonnen worden waren. —

Die königlichen Herrschaften verlegten zum Spätherbst, wie es meist auch in den zunächst folgenden Jahren geschah, ihren Wohnsitz von Sanssouci resp. Potsdam nach Charlottenburg, und zogen erst Mitte Dezember nach Berlin. Wo auch immer der Hof sich aufhalten mochte, es mußte stets ein älterer Beamter des Hofmarschall-Amtes anwesend sein, der dem Hofmarschall zur Hand ging und die speziellere Beaufsichtigung und Leitung übernahm.

Wenn nicht größere Diners stattfanden, so bestand die königliche Mittagstafel täglich aus 15, 20 bis 25 Couverts, das Souper — Thee — etwa aus der Hälfte.

Zum Schluß des Jahres wurde ich mit einer nicht unbedeutenden Gehaltsverbesserung zum zweiten Registrator ernannt. Was konnte mir noch fehlen, ich fühlte mich glücklich, die mir zufallenden Arbeiten that ich mit Lust und Liebe und für Nebenforschungen, namentlich in betreff der Erbauung des Berliner Schlosses, worüber so wenig Aufklärung herrscht, und auch der anderen Schlösser, sowie der Anschaffung der Kunstfachen unter König Friedrich II., blieb mir hinlänglich Zeit, und ich konnte dadurch einer Passion, die mir für meine spätere Stellung und Beschäftigung zu wesentlichem Nutzen gereichte, nachleben.

Hatte ich schon mit meinen früheren mäßigen Einnahmen bei meinen bescheidenen Anforderungen ein angenehmes Leben führen können, so war dies nach der mir zu teil gewordenen

Gehaltszulage um so mehr der Fall; es lebte sich damals in Berlin recht heiter, sorglos und billig, und ich konnte, da Maß und Ziel niemals überschritten wurde, stets mit Befriedigung auf jene Jahre zurückblicken.

Mitte Dezember erfolgte der Umzug des Königspaares nach dem Berliner Schloß; der Weihnachts-Aufbau fand in üblicher Weise, jedoch in größerer Ausdehnung als bisher, im Sternensaal statt.

Am 1. Januar 1841 war große Neujahrs-Gratulation, und dann folgten die sogenannten Karnevalsfestlichkeiten, diese dehnten sich außer dem Ordensfest auf eine allwöchentlich bis zum Aschermittwoch stattfindende Festlichkeit aus, so bereits gleich in diesem Jahre, dem ersten des Regierungsantritts. Es fanden statt: am 13. Januar große Cour in der Parade-Kammer mit Erfrischungen; am 17. Januar Ordensfest, 750 Personen; am 21. Januar Cour-Ball im Weißen Saal mit Erfrischungen, 12—1500 Personen; am 27. Januar Ball und Souper, 12 bis 1500 Personen; am 30. Januar Ball und Souper in den Zimmern der Königin, 500 Personen, und in den nächstfolgenden beiden Wochen war Ball und Souper beim Prinzen von Preußen und dem Prinzen Carl; am 10. Februar Cour-Ball bei den königlichen Herrschaften im Weißen Saal, 1200 Personen.

Selten hat wohl ein königlicher Hof eine größere Gastfreundschaft ausgeübt, wie dies unter König Friedrich Wilhelm IV. der Fall gewesen, und nie verließ ein Gast das königliche Hoflager, ohne daß ihm nicht von dem Königspaar in liebenswürdigster Weise der Wunsch ausgesprochen wurde, doch recht bald wieder zu kommen; es war daher auch die scherzhafte Benennung „Hotel zum Preussischen Adler“ ziemlich bekannt geworden. Die Wohnräume in den königlichen Schlössern zu Berlin und Potsdam genügten nicht, und es mußten oft die Hotels zur Hülfe genommen werden. Die Eisenbahn-Verbindung zwischen Berlin und Potsdam erleichterte allerdings den Verkehr, aber hatte auch für die Hofhaltung den Nachteil, daß sie immer in

beiden Orten auf alles vorbereitet sein mußte, da der König bei seinem lebhaften Wesen bald hier, bald dort war, ohne es lange vorher zu sagen. — Das erstreckte sich auch auf die Gäste, meistens mußten in beiden Städten Quartiere für sie bereit stehen.

In den Sommer-Monaten pflegte der Thee an einem der sogenannten Theeplätze in der Umgegend von Potsdam eingenommen zu werden. Wo dies sein sollte, wurde aber erst nach der Mittagstafel bestimmt, und dann erfolgten auch erst die Einladungen dazu.

Im Laufe des Jahres fanden nun noch die üblichen großen Parade-Diners im Frühjahr und Herbst sowie das Fest des Lehr-Bataillons statt, einige kleinere Bälle und musikalische Aufführungen in den Sälen des Marmor-Palais oder Theater-Vorstellungen blieben nicht aus, um den anwesenden Fremden Unterhaltung zu gewähren. Den Geburtstag des Königs verlebten die Herrschaften in Pareß; selbstverständlich ward die übliche Sommer-Reise — nach Schlessien — unternommen.

Im November starb die Mutter der Königin Elisabeth, verwittwete Königin von Bayern, und es folgte natürlich eine stille Zeit auch auf die sechs-wöchentliche Trauer.

Das Jahr 1842 war in Bezug auf die königliche Hofhaltung ein sehr bewegtes Jahr.

Am 16. Januar trat der König die Reise nach London an, um bei der Taufe des Prinzen von Wales persönlich die Patenstelle zu übernehmen. Glänzend war der Empfang, der ihm auf der Durchreise durch die Rheinprovinz bereitet wurde, namentlich in Köln auf der Hinreise, und ebenso auf der ganzen Rückreise, auf welcher er am 9. Februar abends in Aachen eintraf und von dort über Köln unter gleichem Enthusiasmus nach Berlin zurückkehrte.

In London war bereits in Aussicht genommen worden, daß die Königin von England und der Prinz-Gemahl in einigen Jahren einen mehrwöchentlichen Aufenthalt als Gäste des Königs

in der Rheinprovinz nehmen wollten. Zu diesem Zweck mußte also für Wohnungen Bedacht genommen werden. Zunächst kam das Schloß Brühl bei Köln in Betracht, welches recht verwahrloßt und ganz ohne Möbel war; eine oberflächliche bauliche Instandsetzung erfolgte nach Geh. Ober-Baurat Stülers Angaben durch Regierungs-Baumeister, die Garten-Anlagen in dem ziemlich ausgedehnten Park geschahen nach den Plänen und der obern Leitung des General-Gartendirectors Lenné. Was zur Möblirung erforderlich war, wurde vom Hofmarschall-Amt angegeben und von der Regierung größtenteils ausgeführt. Was dabei gesündigt worden, davon habe ich mich in späteren Jahren überzeugt. Die schönen, reichen Roccoco-Säle und Zimmer wurden mit modernen Mahagoni- und Kirschbaum-Möbel besetzt; statt die reich geschnittenen und ornamentierten Spiegelrahmen über den Marmor-Kaminen mit Spiegelgläsern zu versehen, wurde das Spiegelfeld mit Leinwand bespannt, mit Papier beklebt und gestrichen, und dann in der Mitte ein kleiner Spiegel in modernem, unechtem Goldrahmen aufgehängt!

Ungleich besser erfolgte die Einrichtung des ebenfalls nach Stülers Angaben ausgebauten Schlosses zu Koblenz, welche dem Geh. Rat Maire übertragen war und seitens dieses von Berlin aus angeordnet und überwacht wurde, ebenso jene der Burg Stolzenfels. Diese Burg, die dem König schon zur Kronprinzenzeit von der Stadt Koblenz geschenkt worden war, hatte derselbe nach den Plänen des Generals v. Bussow und unter der späteren Leitung des Majors v. Schnitzler wieder herstellen lassen, auch eine reichhaltige Sammlung alter Humpen, Gläser, Waffen, Gemälde, antiker Möbel, welche dem Herrn v. Tronchin gehörten, wurde angekauft und zur Einrichtung der Burg verwendet, das daran noch Fehlende wurde möglichst in geeignetem Stil zu ergänzen gesucht, und der Königsitz Stolzenfels hat sich in dieser Einrichtung so ziemlich bis auf den heutigen Tag erhalten; nur die Kapelle ist späterhin umgebaut worden.

Der Sommer des Jahres 1842 wurde durch mannigfache

Reisen, u. a. auch nach St. Petersburg behufs Beiwohnung der großen Manöver, ausgefüllt. Am 4. August kehrten der König und die Königin nach Berlin zurück, um bereits sechs Tage später nach dem Rhein aufzubrechen; die Reise ging über Magdeburg, Halberstadt, Viefelfeld, Minden, Dortmund, Barmen, Elberfeld nach Düsseldorf. Aller Orten war festlicher Empfang, die Stände, Städte und Landgemeinden wetteiferten miteinander, ihre Huldigungen darzubringen, Festlichkeit reihte sich an Festlichkeit, dazwischen Lokal-Besichtigungen, Grundsteinlegungen und die unvermeidlichen Reden. Der König nahm in voller Frische und warmer Empfindung an allem Theil, schließlich aber fand er sich, und noch mehr die Königin, angegriffen und ermüdet, und das Königspaar verlegte nach dem festlichen Empfang in Düsseldorf noch am gleichen Abend die Hofhaltung nach Benrath, um von hier aus den ferneren Festlichkeiten und Huldigungen beizuwohnen, nachdem die Strapazen der Reise überwunden waren.

Welche Anstrengungen aber mit solch' einer offiziellen Huldigungsreise, namentlich in den Rheinlanden, verbunden sind, kann nur der beurtheilen, der, wie es mir Gelegenheit geboten, daran theilgenoumen. Ich denke besonders an die Fahrt von Bonn nach Koblenz, die von den königlichen Herrschaften auf dem Dampfschiff zurückgelegt wurde. An beiden Seiten des stolzen Stromes standen die Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer im festlichsten Sonntagstaate, in erster Reihe die Schulkinder, die mit lauter Stimme das „Heil Dir im Siegerkranz“ in die Welt hinein sangen, unter Begleitung der Dorfmuſikanten, während die Böller dröhnten, die Glocken läuteten, die Fahnen geschwenkt wurden. Es war eine einzige Menschenkette an den Ufern von Bonn bis Koblenz. War der eine Gesang zu Ende, so begann der andere, stets vernahm man dasselbe Lied, stets Jauchzen und Jubeln, — und dies währte vier Stunden!

Auch die ersten Septembertage waren durch zahlreiche Festlichkeiten in und um Düsseldorf ausgefüllt, woran sich am 4. des Monats das große Kölner Domfest schloß, das oft genug des

näheren geschildert worden ist. Überaus genußreich war am Abend die Dampferfahrt stromauf und abwärts mit der glänzenden Beleuchtung der Ufer, welche die denkbar schönsten Farbeffekte auf dem Lande, im Wasser und in der Luft darbot. Feierlichkeiten in Aachen, wo ein mehrtägiger Aufenthalt genommen ward, folgten, und an diese reihten sich weitere Festlichkeiten in Köln, darunter ein äußerst ansprechendes, von den Kölner Bürgern veranstaltetes Bürgerfest, das mit einem großen Ball in dem geschichtlich denkwürdigen Tempelhause auf der Rheingasse, an welches, um alle Gäste aufnehmen zu können, ein großer Pavillon angebaut worden war, schloß; die königlichen Herrschaften eröffneten den Ball mit einer Polonaise, und zwar der König mit der Frau Oberbürgermeisterin, die Königin mit dem Oberbürgermeister. Das Fest befriedigte die königliche Familie in hohem Grade, erst nach Mitternacht wurde die Rückkehr nach Brühl angetreten.

Am 14. September wurde das Hoflager nach Koblenz bezüglich Stolzenfels verlegt; die zu Schiff von Köln aus unternommene Fahrt war ein einziger großer, rauschender Triumphzug, der seine Fortsetzung in Koblenz fand. Die königlichen Herrschaften durchfuhren die Stadt in Equipagen, aber auch in Stolzenfels war es ihnen nicht vergönnt, sich zu erholen und in Ruhe aufzuatmen, denn noch am selben Abend fand auf der Burg ein Fest statt: sämtliche Arbeiter, welche beim Aufbau der Burg thätig gewesen, wohl 200 an der Zahl, die Meister im deutschen Rock mit Barett, Spitzenkragen und Schärpe, brachten mit mehreren Musikchören dem Königspaare einen Fackelzug dar, und der König verfügte, daß den Teilnehmern ein Mahl gereicht wurde. Nun erst, zu später Stunde, konnten sich die königlichen Herrschaften zurückziehen, aber am folgenden Morgen bereits in aller Frühe brachte die Koblenzer Liedertafel ein Ständchen dar, und am Schluß des Tages erschien ein Sängerkhor von ca. 250 Handwerkern mit Fackelzug, Ständchen zc. Und so ging es Tag für Tag, bis die Koblenzer Feste von jenen in Trier abgelöst

wurden; die Rückkehr nach Berlin ward endlich am 3. Oktober angetreten.

Neunzehn Fürstlichkeiten, unter ihnen der König von Württemberg, der Erzherzog Johann von Osterreich, der Großherzog von Schwaben, der Erbgroßherzog von Baden, der Fürst von Hohenzollern, hatten den verschiedenen Festlichkeiten mit zahlreicher Begleitung und Dienerschaft beigewohnt, und rechnet man dazu noch die Prinzlichen Herrschaften des Preussischen Königshauses, so kann man sich ein Bild machen von den Anforderungen, die an die Königliche Hofverwaltung und deren Beamte gestellt wurden, die für geeignete Wohnungen, Beschaffung von Wagen und Reitpferden, für die tägliche Verpflegung u. s. w. zu sorgen hatten, daneben für die häufig stattfindenden größeren Diners und Soupers, zu denen die höheren Offiziere und Spitzen der Civilbehörden geladen wurden. Und all' die Vorräte an Silber, Porzellan, Glas, Küchengeräten, Weißzeug &c. waren in richtiger Fürsorge von Berlin nach dem Rhein geschickt worden.

Des Jahres 1842 habe ich eingehender gedacht, da es im allgemeinen zeigt, wie es am Hofe Friedrich Wilhelm IV. zugeing, mit Ausschluß des Jahres 1848; von da ab traten mehr oder weniger Einschränkungen ein, bedingt durch die politischen Verhältnisse und häufiger eintretende Erholungs-, beziehungsweise Badereisen. —

Im Laufe der nächsten Jahre war ich mehr und mehr von meinen Arbeiten in der Registratur entbunden und einem älteren Beamten, dem Geheimen Rat Illaire, als Assistent überwiesen worden. Derselbe verwaltete die Kunstsammlungen und sonstigen Ausstattungen &c. in den Königlichen Schlössern, und da für einen baldigen Zeitpunkt die Anwesenheit der Königin Viktoria von England und vieler anderer Fürstlichkeiten in einem der Königssitze am Rhein erwartet wurde und deshalb bedeutende Inventarien-Veränderungen und Vermehrungen stattfinden mußten, so wurde mir zu meiner großen Freude der Auftrag zu teil, diese Umänderungen einzuleiten und zu überwachen.

Der englische Besuch erfolgte im Sommer 1845, und zwar war Burg Stolzenfels dazu gewählt worden. Die ehernen Grüße der Geschütze des Ehrenbreitstein verkündeten am 14. August den dichtgedrängten Zuschauern die Annäherung der hohen Herrschaften, unzählige Fahnen und Wimpel schmückten die beiden Rheinufer, tausende von Kanonen- und Musketen-Schüssen donnerten von den Bastionen und Redouten der Festungswerke und von den längs des Ufers aufgestellten Posten und erfüllten die Berge mit vielfachem Wiederhall. Schon von Koblenz aus geleitete der tausendstimmige freudige Ruf der herbeigeströmten Menge das majestätisch dahinrauschende Dampfschiff, welches das Königspaar, die Königin Viktoria und den Prinz-Gemahl, den König und die Königin von Belgien, sowie den Erzherzog Friedrich von Oesterreich dem Stolzenfels zuführte. Trotz der ungünstigen Witterung säumte eine dichte Menschenmenge den Weg von dem mit Laubgewinden geschmückten Landungsplatze zu Kapellen bis zum Burgthore ein. Der König und die Königin führten ihre Gäste in die für dieselben bestimmten Gemächer und begnügten sich mit den Gastzimmern im Kaminate.

Die königliche Tafel fand um 7 Uhr im Rittersaale statt, und nach Aufhebung derselben, um 10 Uhr, begann, leider durch das Regenwetter gestört, ein großartiges Feuerwerk mit den magischen Beleuchtungen der umliegenden Berge. Auf der Höhe der Burg brannte in riesiger Größe der Namenszug V. E. (Victoria Elisabeth) in Mitte bunter Feuersäulen, zur Linken strahlte der englische Löwe, zur rechten der preußische Adler, und hoch darüber im Goldglanz die Königskrone. In des Wortes wahrer Bedeutung war jedoch der Glanzpunkt des Feuerwerkes die mächtige Girandole von 2500 Raketen, die gegenüber dem Stolzenfels, von der Lahnsteiner Wiese aus, plötzlich zum Himmel emporstoh und, sich in den Fluten des Rheines spiegelnd, einen wahrhaft wunderbaren Anblick gewährte, während sechs bis acht Dampfschiffe, gedrängt voll von Zuschauern, in verschiedenfarbiger Beleuchtung erglänzten, und die der Burg gegenüber ankernde Dampf-

yacht der Königin von England im prächtigen Brillantfeuer strahlte. Erst Mitternacht machte dieser Festlichkeit ein Ende.

Am folgenden Tage trafen noch mancherlei Fürstlichkeiten ein und nahmen am Diner und dem Abend-Konzert teil; letzteres fand im Ritterjaale statt und vereinigte unter Meyerbeer's Leitung eine Zahl der berühmtesten Künstler, so die Sängerinnen Jenny Lind, Biardot, Garcia und Luczel, die Sänger Tichatschef, Böttcher, Staudigl, Mantius, und endlich, neben Franz Liszt und Vieurtemp, die Virtuosen Batta und Moeser.

Am nächsten Morgen verließen die Königin Viktoria und der Prinz-Gemahl den Stolzenfels, aber man hörte gleichzeitig von einer Verstimmung der Königin, die sich darüber verlegt gefühlt, daß bei der Hofstafel des vorangegangenen Tages dem Erzherzog von Oesterreich ein dem Rang nach höherer Platz eingeräumt worden war als dem Prinz-Gemahl Albert. Es soll dies der Grund gewesen sein, daß die Königin viele Jahre hindurch nicht den Preussischen Königshof besuchte! — —

Auch in den sich anschließenden Jahren hatte ich viel mit der Inventar-Aufnahme einzelner Schlösser und mit den oft sehr notwendigen Veränderungen äußerer und innerer Verbesserungen zu thun. Im Frühjahr 1847 wurde mir der Auftrag zu teil, in dieser Beziehung die Schlösser von Brühl, Koblenz und Stolzenfels zu besuchen, eine Aufgabe, welche mich mit großer Freude erfüllte, da sie so ganz meinen Wünschen entsprach. Zunächst erbat ich mir einen mehrwöchentlichen Urlaub nach Paris, um dann auf der Rückreise meine Arbeit in Brühl zu beginnen. Zum erstenmal in meinem Leben kam ich aus den Grenzen der engeren Heimat hinaus, und man kann sich denken, welche Wirkung Paris mit all' seinen Kunstschätzen auf mich machte. Wenn ich auch jeden Tag von früh bis spät ausnutzte, so hätte ich doch gewünscht, daß jede Stunde sich zu einem Tage verlängerte.

Erfüllt von allem, was ich gesehen, kam ich nach Brühl, und mein Urtheil war natürlich beeinflusst durch all' das Großartige, das sich mir in der glänzenden Seinestadt dargeboten.

Trotzdem machte das Innere des Brühler Schlosses mit den wunderbar schönen Treppen, den reichen Stuckdecken der Säle und Zimmer, den kunstvollen Marmor-Kaminen und in Eichtholz reichgeschnittenen Einfassungen der Wandfüllungen und Kaminspiegel einen großen Eindruck auf mich, und ich bedauerte umsomehr, in welch' verständnisloser Weise die „Neuorderungsarbeiten“ vorgenommen worden waren. Waren doch, von anderem abgesehen, in den reichdecorierten kurfürstlichen Gemächern die Wände mit modernen Papiertapeten bekleidet worden, das Möblement bestand aus schlichten, modernen Magazin-Möbeln aus Mahagoniholz, in den Damenzimmern und Salons aus Rheinischem Rußbaumholz und in den Nebenräumen aus Kirchbaumholz, die Stühle mit strohgeflochtenem Sitz!

Es läßt sich gar nicht aussprechen, welche peinliche Wirkung dies auf mich hervorbrachte. Nach Beendigung meiner Arbeiten suchte ich hierüber in einem längeren Bericht ein klares Bild zu geben und beantragte die Bewilligung einer bestimmten Jahressumme, um nach und nach diesen Mißständen zu begegnen. Das Hausministerium bewilligte infolgedessen für eine Reihe von Jahren einen Zuschuß von 1500 Thalern jährlich, auch in baulicher Beziehung wurde dem Schlosse von nun an eine größere Pflege zu teil, und während meiner späteren langjährigen Dienstthätigkeit suchte ich aus den Staatsmitteln des Hofmarschall-Amtes nachzuhelfen, so gut es nur ging. So steht denn jetzt das Schloß zu Brühl, nach Möglichkeit dem ursprünglichen Baustil entsprechend erhalten und möbliert, da und kann beinahe als muster-gültig bezeichnet werden. Oft hat es inzwischen zum längeren oder kürzeren Aufenthalt fürstlicher Herrschaften gebietet und mehrfach sehr zahlreichen Besuch und große Festlichkeiten in seinen Mauern gesehen, wobei immer von neuem seine Schönheit bewundert ward.

Nach mehrwöchentlichen Aufenthalt in Brühl begab ich mich nach Koblenz zur Aufnahme des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses; hier war meine Aufgabe leichter gelöst, hatte doch hier der Geh. Ober-Baurat Stüler die Arbeiten geleitet und war bei diesen

durchaus Rücksicht genommen worden auf die einstige innere Ausstattung, ebenso waren die Gartenanlagen vor und hinter dem Schlosse vom Generaldirektor Lenné in einer dem Charakter des Schlosses sich anschließenden Weise ausgeführt worden und bildeten einen schönen Schmuck.

Auch fernerhin wurde das Schloß mehr und mehr in entsprechender Weise ausgestaltet; bevorzugte es bekanntlich ganz besonders als Aufenthaltsort die Kaiserin Augusta, die hier mit ihrem Gemahl, als jener Militär-Gouverneur der Rheinlande und Westfalen war, von 1850 bis 1858, dem Jahre der Übernahme der Regentschaft, gewohnt. Immer wieder kehrte die hohe Frau gern nach Koblenz zurück und verlebte hier alljährlich einen zweimaligen, je vier- bis sechswochentlichen Aufenthalt. Bei ihrem regen Kunstsinne und lebhaften Schaffensdrang war es natürlich, daß das Koblenzer Schloß den größten Vorteil davon hatte: überall wurde das Vorhandene in stilvoller Weise vervollständigt und schmückten sich die Räume mit Kunstwerken aller Art. Dem großen und prächtigen Staatsaal schließt sich nach der Stadtseite zu der sogenannte Kurfürstensaal an, zwar kleiner als ersterer, aber doch ungleich bedeutungsvoller und beachtenswerter, denn in ihm findet man alles, was von der früheren Ausstattung des Schlosses gerettet worden ist und gesammelt werden konnte, mit zahlreichen anderen Denkmälern der Vergangenheit des Kurtrierischen Landes und mit Kunstzeugnissen aus der Rheinprovinz von den ältesten Zeiten an.

Die Kaiserin Augusta war unermüdblich in der Bervollständigung dieser Sammlungen, und es verging kein Weihnachts- oder Geburtstagsfest, an welchem sie nicht, da dies allgemein bekannt war, ein dahin passendes Angebinde erhielt, namentlich waren Graf Bückler und Graf Haake bemüht, ihrer geliebten Herrin eine derartige Freude zu bereiten, und dehnten dies später auf die Rhein-Anlagen aus.

Wenn ich bei meiner Anwesenheit am Rhein während des letzten Jahrzehnts Koblenz passierte, und die Kaiserin anwesend

war, so hatte sie mir ein für allemal befohlen, mich zu melden. Sie empfing mich dann jedesmal und war so gnädig, mir ihren Dank auszusprechen für das, was ich in meinem Wirkungskreise für ihren Lieblingsaufenthalt gethan. Jedesmal bezeichnete sie mir die neuen Erwerbungen für den Kurfürstenaal, welche hinzugekommen, und wiederholt sprach mir die hohe Dame den Wunsch aus, daß der Kurfürstenaal nach ihrem dereinstigen Hinscheiden als eine Erinnerung an sie unverändert erhalten bleiben möchte; den gleichen Wunsch hatte sie auch für die Rheinaulagen, die ihr zweites Steckenpferd bildeten. Natürlich hatte ich vor jedesmaligem Empfang dieselben zuvor besucht, da ich wußte, daß die Kaiserin mich fragen würde, ob ich die Erwciterung oder das Neuhinzugekommene schon gesehen.

Von Koblenz ging es nunmehr nach Stolzenfels. Das war ein ganz anderes und neues Bild und ein neues Feld der Arbeitsthätigkeit, denn das Inventar war noch mehr oder weniger ungeordnet, und die sehr reichhaltige, vom König angekaufte von Tronchin'sche Altertümer-Sammlung, aus Ölgemälden, Waffen, Krügen, Gläsern, Möbeln u. bestehend, mußte richtig aufgestellt, geordnet und beschrieben werden. Meine Arbeiten in Stolzenfels erforderten einen sechswochentlichen Zeitraum, und die Studien, die ich dabei gemacht, sowie die Liebhaberei für altertümliche Kunstgegenstände, die dadurch bei mir geweckt wurden, hatten einen großen Nutzen für mich in späteren Jahren, als die Möblements-Angelegenheiten und Sammlungen der königlichen Schlösser meinen Händen anvertraut waren.

Diesen mehr als dreimonatlichen Aufenthalt am Rhein zähle ich zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, denn ich hatte meine Frau mit meinem ältesten, damals zweijährigen Sohne nachkommen lassen, und wir verlebten meine freie Tageszeit in ungestörtem Glück. Jung, wie wir beide waren, genossen wir die herrliche Natur in voller Begeisterung, und einige angenehme Bekanntschaften, die wir machten, trugen noch das ihrige dazu bei, freundliche Erinnerungen zu hinterlassen. Auch

in pekuniärer Beziehung konnten wir zufrieden sein; es gab noch keine Eisenbahnen am Rhein, man lebte gut und doch sehr billig, Wein- und Kaffeegärten waren noch nicht verdrängt durch Biergärten, und den Wein bekam man nach heutigen Begriffen fast geschenkt: bezahlte man doch beispielsweise in Forchheim für einen großen Rastauer Schoppen, der ziemlich soviel wie eine jetzige gewöhnliche Weinflasche enthielt, 20 Pfennig und für Rüdeshheimer oder Rßmannshäuser 25 Pfennig.

Mehrfach besuchte ich von Berlin aus Leßlingen, da mir die innere Ausstattung des alten Kurfürstlichen oder Königlichen Jagdschlosses, das König Friedrich Wilhelm IV. auf einer 1841 unternommenen Reise durch die Altmark in halbzerfallenem Zustande kennen gelernt und seinen Wiederaufbau befohlen hatte, unterstellt worden war. Mein erster Besuch fiel in den Anfang November; es war ein unfreundlicher Regentag, und die halbverdeckte Portehaise, die mich von Magdeburg nach Leßlingen brachte, schützte mich nur wenig gegen die schlechte Witterung. Um Mitternacht langte ich im Jagdschlosse an und beilte mich, in ein für mich bestimmtes, großes, gutdurchwärmtes Zimmer und in das warme Bett zu kommen. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, so hörte ich ein Brummen in dem Gemach, ähnlich dem Knurren eines Hundes; ich richtete mich auf, da wurde es wieder still, ich rief, keine Antwort, ich legte mich wieder hin — sofort tönte dasselbe starke Brummen; ich sprang aus dem Bett, zündete Licht an und durchsuchte das ganze Zimmer, selbst die Spinden, vergebens; unwillig legte ich mich wieder hin, ließ aber das Licht brennen, und nach kürzester Zeit ließ sich das Geräusch abermals hören; da blieb ich dann still liegen, um zu horchen, aus welchem Winkel der Stube es käme, und entdeckte, daß es unten aus meinem Bette drang. Unter demselben fand ich nichts, aber ich nahm nun ein Bettstück nach dem andern heraus, und siehe da, unter dem zweiten Kopfstissen fand sich in einer Vertiefung der Matratze eine große Hornisse oder Brumme, die, sobald ich den Kopf niederlegte, jedenfalls

in ihrer Ruhe gestört wurde und dann brummte, wenn ich mich aufrichtete aber ruhig wurde. Dadurch, daß ihr Lager gerade unter meinem Ohr, wurde wie durch einen Resonanzboden der Ton so verstärkt. — Hätte ich nicht derart genau durchsucht, so wäre andern Tages vielleicht nichts zu entdecken gewesen, und der Aberglaube der Dorfbewohner hätte neue Nahrung gefunden.

Eine andere scherzhafte Episode erlebte ich bei einer späteren Anwesenheit in Lezlingen. Der König wollte seiner Gemahlin das fertig gebaute Schloß und schöne Jagdrevier zeigen, und das königliche Ehepaar nahm Wohnung im ersten Stockwerk des Hauptgebäudes; gegenüber bezog die Zimmer die Begleiterin der Königin, die Gräfin Brandenburg, es waren jene Gemächer, welche der seit langem im Schloß lebende alte Forstmeister Baron von Schimmelmann bisher bewohnt hatte. Diesen hatte ich auslogiert und eine Treppe höher gebracht. Von der Reise ermüdet, hatten sich die königlichen Herrschaften und ihre Begleitung frühzeitig zur Ruhe begeben, während der Baron von Schimmelmann bei mir im Thorhause sich noch einen starken Jagdpunsch gut munden ließ, dabei eine interessante Geschichte nach der anderen erzählend, besonders aus der Westfälischen Zeit, die er als Hofjunker mitdurchlebt. Um Mitternacht trennten wir uns, und der alte Herr wollte in seine bisherige Wohnung, da er ganz vergessen, daß er ausquartiert worden war. Er rumorte so lange an der Thür herum, bis er die Klinke in der Hand behielt, dann erst wurde ihm sein Irrtum klar, und er schlich sacht eine Treppe höher. Gräfin Brandenburg aber erzählte andern Tags entsetzt den Majestäten, daß sie in der Nacht schrecklich gestört worden sei und daß man die Thür zu ihren Zimmern mit Gewalt habe aufbrechen wollen. Allgemeines Staunen und gerechtfertigte Entrüstung! Endlich, als auch ich aufgefordert wurde, die Sache zu untersuchen und den Thatbestand festzustellen, beichtete ich dem dienstthuenden Kammerherrn Grafen Dönhoff die ganze Geschichte und bat ihn, es den königlichen Herrschaften in möglichst harmloser Weise zu erzählen. Das geschah auch

unter allgemeiner Heiterkeit, und der König sagte nur vor seiner Abreise in wohlwollender Weise noch aus dem Wagen heraus zu dem alten Baron: „Es war alles recht schön bei Ihnen und hat der Königin und mir ausnehmend gefallen, aber die nächtlichen Einbruchsversuche bei Damen hätte ich Ihnen doch nicht mehr zugetraut. Adieu, Adieu, leben Sie wohl!“

Bei einer späteren Anwesenheit der königlichen Herrschaften in Leßlingen teilte mir der Hofmarschall mit, daß „ein Herr von Bismarck“ heute kommen und ich für ihn Quartier machen möchte. „Wer ist Bismarck und was will Bismarck?“ so lautete die Frage, und die Antwort: „Das ist der märkische Junker, der in der Kammer sich öfter ausgezeichnet hat. Der König will ihm eine besondere Mission erteilen!“ — Da sah ich zum ersten Mal den eisernen Kanzler im Anfang seiner segensreichen und ruhmvollen Laufbahn, und oft war er noch späterhin Jagdgast in Leßlingen.

Manch freundliche Erinnerungen sind für mich mit Leßlingen verknüpft, da sich Alle hier, nicht eingengt von der Etiquette, zwangloser gaben und man nicht nur die Umgebungen der Fürstlichkeiten, sondern auch letztere selbst näher kennen lernte.

In einem schönen Herbsttage fuhren der Geheime Kämmerer Schöning, Hofrat Schneider und ich auf einem Pürschwagen durch den Forst, in entgegengesetzter Richtung der Jagd. Der Förster, der uns fuhr, war gegen seine Gewohnheit still, und auf wiederholte Fragen unsererseits rückte er mit der Sprache heraus: er habe vor einigen Jahren bei scharfem Frost ein junges Schwein halbtot und fast erfroren mitten im Wege gefunden, es auf seinen Wagen genommen und zu Hause abgeladen, da hätten seine Kinder es sich angeeignet, gehegt, gepflegt, ihm ein Unterkommen zurechtgezimmert, und im Frühjahr habe er es zum Jammer der Seinen, aber aus Dienstpflcht, in den Wald entlassen; das Tierchen sei jedoch in der Nähe geblieben, ab und zu von seinen Kindern gefüttert worden und hätte im Winter bei hohem Schnee täglich auf seinem Hofe seine Nahrung gefunden; wohl

dadurch sei das Tier so stark und kräftig geworden und überträte alle und hätte auch den Namen der „alte dicke Hans“ erhalten. Nun sei dies Tier mit eingegattert und käme morgen zum Schuß, die Seinigen aber säßen zu Hause und jammerten über den Verlust des alten Hans, auch ihm thäte es leid. Auf unsere Frage, ob er ihn aus der Ungatterung herausholen könne, was er mit ‚ja‘ beantwortete, und wir ihn nun aufforderten, es zu thun, da wurde er furchtbar empört, daß wir ihm zumuteten und ihn verleiten wollten, gegen seine Dienstpflicht zu handeln; Hans sei eingefangen und habe keinen Vorzug irgend welcher Art. Hofrat Schneider hatte aufmerksam zugehört, war aber schweigsam, benutzte jedoch die Zeit bis zum Abend, um einen launigen Aufsatz über die Erlebnisse zu machen, und als er zum Vorlesen befohlen wurde, fragte er den König, ob er eine Lehlinger Begebenheit zum Besten geben dürfe. Sehr gern wurde es gestattet, und der Erfolg war, daß der König auf einen schon von Schneider bereit gehaltenen Zettel die Worte schrieb:

„Der alte Hans soll frei gelassen werden. J. W.“

Wer war froher als der Förster mit seiner Familie! — —
 Wie erwähnt, war es Friedrich Wilhelm IV. zu danken, daß Jagdschloß Lehlingen und manch anderer interessanter Bau aus alter Zeit neu erstanden. Des Königs Kunstsinne dehnte sich aus eigener Initiative in erster Linie auf die Architektur aus; dies bekunden auch die Handzeichnungen, die er allabendlich während der Theestunden mit Leichtigkeit auf Konzeptpapier hin skizzierte. Auch die plastische Kunst und die Malerei fanden in ihm einen verständnisvollen Beschützer, mehrfach wurde er von anderer Seite, wie es z. B. namentlich durch Herrn von Olfers geschah, oder durch irgend eine Veranlassung, wie die Huldigung in Berlin, bestimmt, größere Bestellungen zu machen, ebenso ist die Schaffung des Rasael-Saales im Orangerie-Gebäude bei Sanssouci der eigensten Anregung des Königs zu danken. Kleinere Ankäufe ausgezeichneter

Aquarellen von den namhaftesten Künstlern fanden vielfach statt, weil der König damit seine Gemahlin zum Weihnachts- und Geburtstagsfest zu beschenken pflegte, auch erhielt sie dann erlesene Schmucksachen, wenngleich sie auf solche persönlich keinen großen Wert legte.

Für andere Gegenstände der Kunst-Industrie und der Dekorative, mit Ausnahme der plastischen Kunst, zeigte der König weniger Interesse, vielleicht war sein schwaches Augenlicht daran Schuld. Mir ist nur ein einziger Fall bekannt, durch den der König der Kunst-Industrie einen größeren Auftrag zu teil werden ließ, dies waren zwei große silberne Randelaber nach der Zeichnung des Professors Stier und unter der Leitung des Direktors Beuth im Berliner Gewerbe-Institut angefertigt, welche die Königin als Geschenk zur silbernen Hochzeit erhielt. Man muß aber bedenken, daß unser Kunstgewerbe damals in den ersten Kinderstufen steckte. Wenn bei den vielfachen Bauten, die der König ausführen ließ, der letzte Bauhandwerker seine Arbeit erlebte hatte, so war nach dem Sinne des Königs alles beendet. Auf eine Möblierung wurde in den seltensten Fällen Bedacht genommen, er meinte, es könnten ja aus den alten Vorräten Sachen entnommen werden, und daher entstand der geradezu trostlose Zustand in dieser Beziehung in denjenigen Schlössern, in denen sich der Hof nicht aufhielt. Der Hofmarschall mußte bemüht sein, aus den beschränkten Etatsmitteln dem so viel wie möglich abzuhelpen. Als ein Beispiel will ich hier anführen, daß, nachdem der großartige Kapellenbau im Berliner Schloß beendet war, keine Mittel zur Beschaffung von Kirchenstühlen bewilligt wurden, wie es doch bei dem Bau auch der einfachsten Dorfkirchen zu geschehen pflegt; es wurden also aus allen Ecken und Enden die alten Tafel- und Konzertstühle aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. zusammengesucht, um wenigstens die vorderen Reihen damit zu dekorieren, dahinter standen die gewöhnlichsten birneuen Hausstühle und verursachten auf dem Marmorböden fortwährend ein unangenehmes Ge-

räusch. Eine Ausnahme machte das im Wildpark gelegene Bayerische Haus; dieses wurde, nachdem der Bau beendet war, auch vollständig möbliert, weil es der Königin Elisabeth im Jahre 1847 an ihrem Geburtstage als Geschenk übergeben werden sollte. Sodann erfreuten sich auch einige Wohnungen im Potsdamer Schloß, die für bestimmte Fürstlichkeiten eingerichtet wurden, der Damenflügel in Sanssouci und das Häuschen in Lindstedt ausnahmsweise eines Zuschusses zu den Einrichtungskosten. In betreff der von den königlichen Herrschaften in den königlichen Schlössern benutzten Wohnräume sei angeführt, daß die Wohnung im Berliner Schloß zur Vermählung des Kronprinzen auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. von dem Ober-Baubirektor Schinkel so zweckentsprechend eingerichtet worden war, daß sie auch für die ganze Regierungszeit genügte, nur durch einzelne Kunstgegenstände fanden noch Bereicherungen statt.

Was Charlottenhof anbetrifft, so war auch dies ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm III. an den damaligen Kronprinzen aus Veranlassung seiner Vermählung. Schinkel, dem ebenfalls die Ausführung des Schloßchens und aller Nebengebäude übertragen war, konnte hierbei seine Kunstrichtung in jeder Beziehung zur Geltung bringen, nicht nur in Bezug auf den Bau selbst, sondern auch in betreff der Einrichtung und Ausschmückung, welche bis in die kleinsten Einzelheiten nach seiner Angabe ausgeführt wurden. Zur Freude seiner Verehrer ist bis auf den heutigen Tag dieses Schinkelsche Werk unberührt erhalten geblieben.

Die Charlottenburger Wohnung, welche der König und seine Gemahlin nach dem Regierungsantritt in Benutzung nahmen, mußte erst, da sie ganz verfallen war, ausgebaut werden. Der Ober-Hofbaudirektor Stüler erhielt den Auftrag hierzu, sie war im alten Schloß belegen, und er nahm mit großer Pietät darauf bedacht, daß — mit Ausnahme des Gartensaales — in den einzelnen Räumen wie im Vestibul, der Aufgangstreppe, den beiden Sälen im oberen Geschos, der rechts davon belegenen

Wohnung der Königin Elisabeth und der linksseitigen Wohnung des Königs, alles aus der Schlüter'schen Zeit Stammende sorgfältig erhalten blieb und das Fehlende in dem Sinne wiederhergestellt wurde. Auch in Bezug auf das Möblement wurden möglichst alle Reste aus der Schlüter'schen Zeit gesammelt und in diesen Räumen verwendet. Die Wände zierten wertvolle Gemälde, welche der König im Laufe der Jahre erworben. Dies ist die einzige Wohnung, von der man sagen kann, daß sie nach den Bestimmungen des Königs königlich eingerichtet worden ist. Einer Sache möchte ich hier noch Erwähnung thun. Der König hatte auf Antrag des Hofmarschalls genehmigt, daß durch Vermittelung unseres Gesandten in Konstantinopel alljährlich in Smyrna ein echter Teppich von 20 bis 30 Fuß Länge und Breite bestellt wurde, im Laufe seiner zwanzigjährigen Regierung ist dadurch der Teppich-Vorrat nicht unbedeutend bereichert worden.

Die Wohnung in Sanssouci blieb aus pietätvoller Rücksicht gegen Friedrich den Großen, soweit die Herrschaften sie bewohnten, fast unverändert.

Was die anderen Batten anbetrifft, die unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. ausgeführt wurden, so ist zunächst des Schlosses in Berlin zu gedenken. Die in demselben belegene königliche Wohnung blieb in baulicher Beziehung, wie schon erwähnt, unverändert. In den sogenannten Parade-Kammern, welche zu allen Festlichkeiten benutzt wurden, fand eine Erneuerung statt, ohne daß jedoch der Baustil dadurch eine Veränderung erlitt. Die erste neben dem Königszimmer belegene rote Parade-Kammer erhielt eine Tapete von Drap d'or, die zweite zunächst dem Ritteraal belegene — dieser war bereits in den letzten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelms III. restauriert — eine gemusterte weißseidene Tapete mit in Medaillons eingewebten roten (brandenburgischen) Adlern, wodurch ihr die Benennung „brandenburgische Kammer“ beigelegt wurde, das auf den Ritteraal folgende Gemach bekam eine ähnliche Wand-

bekleidung mit eingewebten schwarzen Adlern, erhielt danach die Benennung „schwarze Adler-Kammer“, wurde mit einem Boule-Möblement ausgestattet, welches gar nicht hineinpaßte und dem König zum Ankauf von dem alten Kunsthändler Arnold etwas aufgezwungen worden war. Das folgende sogenannte Sammetzimmer und die alte Kapelle blieben von der Herstellung noch ausgeschlossen, nur die Decke der Bilder-Galerie wurde erneuert, die Wände mit rotseidenem Stoff bespannt.

Alle Seidenstoffe wurden von Berliner Fabrikanten geliefert, welche die Verpflichtung hatten, die Ware hier am Ort weben zu lassen. Den Schluß der Parade-Kammern bildete der Weiße Saal, der unter Stülers Leitung eine vollständige Umänderung erhielt und dessen Ausbau so beschleunigt wurde, daß er im Jahre 1845 eingeweiht werden konnte.

Nach Beendigung dieser Arbeiten wurde, ebenfalls nach dem Stülerschen Plan und unter der Bauleitung des Hofbaurats Schadow, mit dem Bau der großen Schloßkuppel und der Kapelle begonnen. Noch im Jahre 1848 stand das mächtige hölzerne Gerüst, welches die Kuppel umgab, und der arme Schadow befand sich in einer krankhaft-nervösen Stimmung, die ihn fast unzurechnungsfähig machte, denn es verging fast keine Woche, in welcher er nicht von anonymen Seite die Mitteilung erhielt, daß von den Umsturzmannern beschloffen sei, das Gerüst anzuzünden; er wurde erst wieder gesund, als die Truppen unter General Wrangel in Berlin eingezogen waren. Es mag hier noch erwähnt sein, daß der meiste Marmor, welcher in dieser Kapelle verwendet worden, von den Vorräten her stammt, welche nach dem Tode König Friedrichs II. sich noch auf dem Potsdamer Hof-Bau-Depotplatze befanden. Der Große König hatte nämlich zu seinen vielen Bauten bedeutende Vorräte an großen Blöcken schlesischen, bayreuther, italienischen u. Marmors beschaffen lassen, die in Potsdam nach Bedarf verarbeitet wurden. Die nach seinem Tode verbliebenen Reste wurden der besseren Erhaltung wegen vier bis sechs Fuß tief in die Erde

eingegraben und fanden jetzt die günstigste Verwendung zur Herstellung der Wandbekleidung in der Kapelle.

Endlich sei der Anlage der Schloßterrasse auf der Lustgartenseite gedacht, welche mit den von Kaiser Nicolaus I. von Rußland geschenkten Bronze-Pferdegruppen des russischen Bildhauers Kloth geschmückt wurde. Letztere taufte der Berliner Witz bald genug, er benannte sie: „Der verhinderte Fortschritt“ und „Der beförderte Rückschritt.“





Dritter Abschnitt.

Das Jahr 1848. — Die ersten Unruhen in Berlin. — Der 18. März. — Persönliche Beobachtungen. — Am 19. März. — Die Proklamation des Königs. — An der Barrikade. — Der Transport der Leichen durch das Schloß. — „Jesus, meine Zuversicht.“ — Verborgene Truppen. — Gefallene und Verwundete in den Schloßräumen. — Der Umritt des Königs. — Anfertigung schwarz-rot-goldener Fahnen im Schlosse. — Graf Keller und Graf Schwerin. — Geheimer Auftrag nach Spandau. — Verdächtig! — Man forscht nach dem Prinzen von Preußen. — In der Spandauer Citadelle. — Vom Prinzen von Preußen. — Stimmung der Offiziere. — Rückkehr nach Berlin. — Übersiedelung des Königlichen Hofes nach Potsdam. — Entfernung der Fahnen und Standarten aus dem Schloß. — In Potsdam. — Eine Revolutionsversammlung. — Allerhand Gerüchte. — Rückkehr der Truppen nach Berlin. — Der König will kein Blutvergießen. — Friedliche Ablösung der Bürgerwehr-Schloßwache durch das Militär.



Das so vieles Trübe in seinem Schoße bergende Jahr 1848 war gekommen. Die üblichen Karnevals-Festlichkeiten bei Hofe sollten mit der Wiederholung der Lebenden Bilder und Theater-Vorstellung, die am Geburtstage der Prinzessin Karl in ihrem Palais am Wilhelmöplazze stattgefunden, abschließen. Die erforderlichen Vorbereitungen dazu waren im Elisabeth-Saale im Königlichen Schlosse getroffen und die Bühne bereits aufgestellt worden, da erhielt ich den Auftrag, sofort alles rückgängig zu machen — fanden doch bereits die lärmenden Volksversammlungen in den Zelten statt, denen der Polizei-Präsident v. Minutoli sich bemüht fand mit verchränkten Armen zuzusehen.

Jeder Tag brachte neue Straßenaufläufe und Volksversammlungen, wiederholt wurden Polizisten angefallen, mehrfach

mußte das Militär mit der blanken Waffe einschreiten, die tollsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt und man hörte, daß von auswärts allerhand Aufwiegler nach Berlin gekommen seien, um die Bevölkerung, oder doch die unruhigen Teile derselben, zum Außersten zu bringen.

Einige Tage vor dem 18. März waren bereits zwei Opfer vor der Neuen Wache gefallen; die Toten wurden zunächst unter den Thorweg in der Wallstraße gebracht, dann in den Seitensflügel des königlichen Palais. Der Eindruck war ein tief ergreifender; bald darauf wurden die Leichen entfernt.

Aus jenen Unglückstagen, die so lange ihre schweren Schatten auf unser Vaterland geworfen, will ich nur einige persönliche Erlebnisse hervorheben. Es war der 18. März mittags 2 Uhr. Von meinem Fenster im Hofmarschall-Amt, dem zweiten Fenster von der Kurfürsten-Brücke aus, konnte ich den ganzen Schloßplatz übersehen, auf welchem dichtgedrängte Menschenmassen standen, die angeblich über die Bewilligung der „Errungenschaften“ ihre Freude und ihren Dank aussprechen wollten. Der König hatte sich längere Zeit auf dem Balkon über dem Schloßportal I. gezeigt, war aber endlich zurückgetreten, zumal die Freudensrufe auf seine Ansprache in ein unverständliches wüthes Schreien und Johlen ausarteten.

Darüber konnte man sich nicht wundern, wenn man diese hier versammelte dichte Menge mit ruhigen, nicht voreingenommenen Augen betrachtete. In den ersten, dem Schlosse zugekehrten Reihen sah man den besseren Teil der Berliner Bürgerschaft und die Mitglieder der städtischen Behörden, dahinter die üblichen Reugierigen, selbst Frauen und Kinder, natürlich auch halbwüchsige Jungen, denen ein Straßensandal den größten Genuß bereitete, dazwischen aber drängten sich mit geschäftiger Eile eigentümliche Persönlichkeiten, nicht sogenannte Wassermaussche Gestalten — diese wagten sich noch nicht an das Licht — sondern finsterblickende, thatkräftige Männer mit entschlossenem Gesichtsausdruck in reinlichen Arbeiteranzügen: es waren die

Sturmvögel der Revolution, die überall durch hingeworfene, heßende Redensarten das Volk aufzuwiegeln und Unzufriedenheit zu erwecken suchten.

Zufällig fiel mir auf, daß ein mit langen Brettern beladener Arbeitswagen von einigen dieser Männer angehalten wurde, der Kutscher schien ihren Anweisungen sofort zu gehorchen und blieb trotz des Menschengewühls vor dem Pfeilerhause an der Kurfürsten-Brücke halten, bis nach etwa einer halben Stunde die ersten unaufgeklärten Schüsse fielen. In demselben Augenblick wurde auch der Arbeitswagen seiner Last entledigt, und der erste Barrikadenbau mit jenen Brettern in der Königstraße errichtet. Die Gefangenen, die in der Nacht zum 19. März gemacht waren, wurden zunächst in den Schloßkellern in Sicherheit gebracht und allerdings nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt und die Treppen hinuntergeleitet, das Militär war bereits zu sehr gereizt.

Auf den Schloßhöfen bivaktierten verschiedene Truppenteile, Geschütze waren aufgeföhren, dabei war ein fortwährendes Kommen und Gehen, Hasten und Treiben: Prinzen und Generale erschienen, Adjutanten und Ordonanzen eilten herbei und verließen ebenso eilig das Schloß, und in dem fieberhaften und aufregenden Getriebe gingen die tollsten Übertreibungen von Mund zu Mund — die Stadt wäre bis zum letzten Winkel hinein in vollem Aufruhr, nach vielen Hunderten zählten die Toten, überall wäre Morden und Plündern, Säugen und Brennen — und fanden wohl auch Einlaß bis zu den königlichen Gemächern.

Meine Frau und Kinder hatte ich einige Tage zuvor zu meinen in der Ritterstraße wohnenden Schwiegereltern gebracht, und ich wollte mich am 19. März überzeugen, wie es ihnen erginge und wie es in der Stadt aussähe. Die Truppen waren auf königlichen Befehl zurückgezogen worden, und die bekannte Proklamation des Königs: „An meine lieben Berliner“ war gerade erschienen. Ich besand mich im Besitz eines Exemplars, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, kurz, in meiner heftigen Aufregung, in der sich damals jeder besand, und in dem Glauben,

dadurch etwas Gutes zu thun, las ich, umgeben von einem dichten Menschenhaufen, vor dem Thorwege eines Hauses am Dönhofsplatze stehend, diese Proklamation mit lauter Stimme vor. Wenn ich aber hoffte, dadurch eine Zustimmung hervorzurufen, so hatte ich mich arg getäuscht: Alle blieben still, Einer, — ich erkannte in ihm einen Weißwarenhändler an den Kolonnaden in der Leipzigerstraße — machte sogar einen widerwärtigen „Witz,“ welcher mir die Born- und Schamröthe in das Gesicht trieb, der aber laut belacht und bejubelt wurde. Ohnmächtig, etwas dagegen zu thun, ging ich betrübt von dannen.

Auf meinem Wege zur Ritterstraße kam ich nun zur Ecke der Linden- und jetzigen Feilnerstraße. Am Anfang der letzteren stand noch eine hohe und feste Barrikade, an deren Abbruch man noch nicht gegangen war; an der einen Seite war ein Durchgang von 3 bis 4 Fuß Breite für Fußgänger offen gelassen worden. Als ich denselben passieren wollte, wurde ich von dem auf der Barrikade stehenden Posten angerufen und aufgefordert, mich zu legitimieren. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in dieser Wache einen mir befreundeten Bildhauer Wolff, den späteren bekannten Professor und Mitglied der Akademie (den sogenannten „Tier-Wolff,“ von dem auch die Löwengruppe im Tiergarten herrührt), im Schlafrock mit roter Schärpe um den Leib, langem Schleppefäbel und mächtigem, federgeschmückten Kalabreser. Ich war so empört, daß ich ihm, nicht in mildem Tone, zurief: „Mensch, wie kommst Du dahin und in diesem Aufzuge! Schämst Du Dich nicht?“ — Er kam herunter und erklärte mir sodann, daß sich das Gerücht verbreitet hätte, man wolle die Jerusalemer Kirche ihrer silbernen Gerätschaften berauben, und da habe er sich denn als ein „wütender Republikaner“ gezeigt und es durchgesetzt, daß man für diese Gefäße seine Wohnung als sicheren Aufenthaltsort gewählt habe. Es freute mich herzlich, daß ich mich in einem alten Bekannten nicht getäuscht hatte.

Meine Frau und Kinder traf ich im Hause meiner Schwiegereltern wohlbehalten an, aber in höchster Sorge meinewegen.

Meine Frau war nicht zu überreden, bei ihren Eltern zu bleiben, sie wollte nach unserer im Schloß gelegenen Wohnung zurück und alles, was auch kommen mochte, mit mir gemeinschaftlich ertragen; eine Frau, so sagte sie, dürfe nach ihrem Gefühl in solchen Zeiten weder ihren Mann noch ihren Haushalt verlassen. So geschah es denn auch, aber nur ungern gab ich meine Zustimmung, denn hier in dem entlegenen Hause hörte und sah man wenig von dem aufrührerischen, lärmenden Treiben in der Stadt: von dem Balkon des Hinterzimmers aus blickte man über große Gärten und Felder bis nach dem Kreuzberge, die Obstbäume standen trotz der frühen Jahreszeit in voller Blüte, tiefe Ruhe und ein in jener stürmischen Zeit doppelt beseligender Friede lag über allem ausgebreitet.

Welche Gegensätze, als wir in die belebteren Straßen gelangten, wo sich noch die Barrikaden erhoben, die allerdings wenig besetzt waren, wo kleinere und größere Gruppen vor der frisch angeschlagenen Proklamation des Königs standen, sie lebhaft erörternd, und hier und da Blutlachen zu bemerken waren, während man die Gefallenen schon fortgeschafft hatte. Eifrig wurde überall die Frage erörtert, ob die Truppen zurückgezogen werden würden, dann, so hieß es, sollten auch sofort die Barrikaden fortgeräumt werden; aus einzelnen Häusern hingen schwarz-rot-goldene, hin und wieder auch weiße Fahnen.

Von einer erregten Menge war wiederum der Schloßplatz gefüllt, zu meiner größten Verwunderung bemerkte ich die zu den inneren Schloßhöfen führenden Thore offen, jedermann konnte ungehindert ein- und ausgehen, und es wurde redlich davon Gebrauch gemacht! An wilden Worten fehlte es nicht, und nur schwer läßt es sich erklären, daß es nicht zu neuen blutigen Zusammenstößen gekommen.

Am gefährlichsten war die Lage bei dem mittags erfolgenden Transport der Leichen durch das Schloß, dem die königlichen Herrschaften von der Galerie aus, die sich vor den Gemächern des Königs erstreckt, bewohnten, und da meine

Wohnung gerade gegenüber in gleicher Höhe belegen, so waren ich und meine Familienmitglieder traurige Zuschauer dieser Unglücks-scenen. Wie nachher erzählt wurde, hatte Graf Stillfried (der spätere Oberceremonienmeister) bereits eine geschlossene Droschke geholt, da der König mit seiner Gemahlin unbemerkt nach Potsdam zu fahren gedachte. In jenem Augenblick nahte, von der Schloßbrücke her, ein mit den Leichen von Gefallenen beladener, von etwa 200 Männern begleiteter Möbelwagen und bog in das Portal V des Schloßes ein, um über den Hof nach dem Schloßplatz zu gelangen. Tunnltuari'sche Rufe erschollen. Der König, mit der Königin am Arm, der man die furchtbare Erschütterung und Erschöpfung ansah, trat in Begleitung weniger Personen auf die Galerie hinaus — es war sichtlich von tiefem Eindruck auf die Begleiter des traurigen Zuges. Einer von diesen hielt eine kurze Ansprache, die ich nicht verstehen konnte, war er es oder war es ein anderer, jedenfalls ward von einer Stimme der so feierliche und bewegende Choral: „Jesus, meine Zuversicht“ angestimmt, einige fielen ein, dann mehrere, bald erklang in vollen Tönen die erhebende Weise: der Zug setzte sich wieder in Bewegung, die königlichen Herrschaften traten zurück in die Gemächer, vielleicht war der Choral die Rettung von schwerer That gewesen!

In der folgenden Nacht, so wurde später erzählt, wollte das Königspaar mittelst Fahrt auf der Spree nach Charlottenburg und von dort mit Wagen nach Potsdam gelangen; als der König und die Königin, von ein paar Vertrauten begleitet, auf die zum Fluß hin gelegene Terrasse treten wollten, hörten sie Geräusch — man glaubte zunächst an Verrat, merkte dann aber, daß es Soldaten waren, die (wie sich später erwies), während die übrigen Truppen fortgezogen, auf den Befehl eines um das Königspaar besorgten Offiziers in den Kellereien sich versteckt aufgehalten hatten und sich nun nächtlicher Weile ergingen. Die Fahrt unterblieb — wer weiß, wenn sie augetreten worden, was erfolgt wäre!

Es waren dies übrigens nicht die einzigen im Schloß verbliebenen Truppen. Eine Compagnie hatte noch mehrere Tage heimlich im Schweizerzaale bivakuiert, keiner von den Mannschaften durfte sich außerhalb des Saales zeigen, und es war für mich eine schmerzliche Stunde, als auch diese Treuen ohne Sang und Klang bei Finsternis und Nebel in der Nacht zum 22. März Berlin verließen und den Weg Unter den Linden entlang nach dem Brandenburger Thor zu nahmen.

Im Schloß waren die sogenannten „petits appartements“ — die Parterre gelegenen Räume von dem großen Portal bis Portal IV — zur Aufnahme der Gefallenen und Verwundeten hergegeben worden, bis letztere von dort fortgebracht wurden. Die königliche Küche und Kellerei mußte für die Verletzten und für das dabei erforderliche Pflege- und Hülfspersonal sorgen, und man kann sich denken, daß dies eine schwere Aufgabe für ergraute königliche Diener war. Ach, und in welchem Zustande fanden wir später die Gemächer vor! Alle Erinnerungen daran wurden aber möglichst schnell beseitigt und verloren sich auch bald genug; nur wer, wie ich, persönlich Zeuge davon gewesen, konnte es nicht vergessen, und oft noch, wenn ich nach vielen Jahren diese häufig von fremden Fürstlichkeiten bewohnten Zimmer betrat, mußte ich der Leichen und Verwundeten gedenken!

Die Nacht zum 21. März verlief unruhig, wiederholt gab es Alarm, man vernahm, daß sich an verschiedenen Stellen der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, der Prinz von Preußen rücke mit russischen Truppen an, sie ständen schon vor dem Halle'schen Thor, nach Andern vor dem Schönhauser Thor. Die Angst soll groß gewesen sein! Erst allmählich ward es wieder ruhig, nachdem besonders mutige Patrouillen die Landstraßen abgesucht und nichts Verdächtiges gefunden hatten. Der Führer einer dieser Patrouillen, ein Student, schrieb in das Wachbuch der Schloßwache: „Alles ruhig — bis auf die Bürgerwehr!“

Der 21. März brachte den Umritt des Königs durch Berlin.

An diesem Tage war in der Halle vor der Wohnung des Königs ein noch lebhafteres Treiben als sonst: Deputationen erschienen, höhere Beamte mischten sich dazwischen, Diener standen unthätig umher, Unberufene in beträchtlicher Zahl gingen ein und aus, es schwirrte im alten, an so vielen stolzen Erinnerungen reichen Königsschlosse wie in einem Taubenschlage, nur daß man dabei nicht an die Sanftmut der Tauben denken durfte. Nach Abmarsch des Militärs — mit Ausnahme der im Schweizeraal verborgenen Compagnie — hatten die Bürgerverehr und das bewaffnete Studentencorps die Bewachung des Schlosses übernommen und fühlten sich hier halb häuslich.

An dem genannten Tage kam vormittags der Hofmarschall Graf Keller in sehr aufgeregter Stimmung vom König herunter und sagte mir, daß er soeben den Befehl erhalten habe, drei dreifarbige (schwarz-rot-goldene) Fahnen zu dem in Aussicht genommenen Umritt anfertigen zu lassen, ich möchte dies also besorgen. Dies geschah in der im Schloß befindlichen Tapezierwerkstatt, und Graf Keller ließ die Fahnen in eine Ecke seines Vortragszimmers stellen. Kurz vor dem Umritt kam Graf Schwerin, der in dem neuen Ministerium das Portefeuille des Kultus übernommen und in diesen Tagen häufig den Vermittler zwischen den zahlreichen Deputationen und dem König abgegeben, eiligst nach dem Hofmarschall-Amte und verlangte schleunigst die Fahnen. Graf Keller jagte zu ihm mit erregter Stimme: „Seine Majestät der König haben mir die Anfertigung der Fahnen befohlen, das habe ich gethan, dort in der Ecke stehen sie, verabsolgen thue ich sie Ihnen aber nicht zu dem unglückseligen Umritt. Wollen Sie die Verantwortung übernehmen, dann holen Sie sich die Fahnen!“ — Ohne weitere Erwiderung ergriff Graf Schwerin die Fahnen und eilte hinaus.

Auf dem Hofe, zu welchem von den königlichen Gemächern die Wendeltreppe hinabführte, hatte der Oberstallmeister, General von Brandenstein, mehrere Pferde dem König zur Auswahl vorführen lassen, darunter auch einen feurigen, sehr stattlichen Hengst

„Altamint“, den der König jedoch nicht wählte, sondern die bei weitem ruhigere Stute „Maiden“. General von Brandenstein schien dadurch peinlich berührt zu sein und soll sich auch darüber in diesem Sinne zu den ihm Zunächststehenden geäußert haben („Nicht 'mal ein Streitroß!“), aber bei der Kurzsichtigkeit des Königs, der nie ein großer Reiter gewesen, war diese Wahl nicht verwunderlich.

Der älteste Kammerdiener der Königin Elisabeth, Lange, war gleich am 19. März mit einem Koffer nach Spandau geschickt worden und sollte dort in der Citadelle nähere Befehle abwarten. Der Koffer enthielt keine Pretiosen, sondern Familien-Dokumente, wichtige Papiere, Andenken u. s. w. Mir wurde der Auftrag zu teil, dem Lange den Befehl zu überbringen, daß er sich mit diesem Koffer nach London begeben, bei der dortigen Preussischen Gesandtschaft melden und weiteres daselbst abwarten solle. Die Legitimationspapiere und nötigen Anweisungen für diese Reise sollte ich ihm nebst einigen Anderen, in der Eile zurückgebliebenen Sachen übergeben. Es kam nun darauf an, den Auftrag sicher und ohne Aufsehen zu erwecken auszuführen.

Ich ließ eine offene Chaise von dem Fuhrmann Erdmann kommen, angeblich zu einem Besuche des mir befreundeten Arztes Dr. Espeed in Spandau und ärztlicher Konsultation wegen meiner Frau. In einen Handkorb legte ich die mir anvertrauten Sachen, darauf Eswaren und eine Flasche Wein für unterwegs sowie Milch und sonstige Dinge für meinen dreijährigen Knaben. So fuhren wir ab, das Kind zwischen mir und meiner Frau sitzend, zunächst nach Charlottenburg. Auf dem Marktplatz daselbst wurde unser Wagen von einem mit breiter Schärpe geschmückten Reiter angehalten, der uns fragte, wohin wir wollten, und da ich ihm nicht sogleich willfährig war, sich für eine von den Wachen ausgab, die auf allen Punkten um Berlin herum aufgestellt seien, um das Entweichen einer „gewissen Persönlichkeit“ zu verhindern. Wohl konnte ich mir sagen, welcher edler Mann damit gemeint war.

Meine Auskunft schien ihm aber nicht zu genügen, er gab vor, von dem langen Zupferbesitzen so ermüdet zu sein, daß er mich bäte, seinen Schimmel an meinen Wagen anbinden und sich zu uns setzen zu dürfen. Meine Aufgabe, die mir anvertrauten Sachen sicher abzuliefern, ging mir über alles, ich erhob daher keinen Widerspruch, der mich verdächtig gemacht; der Schärpenmann setzte sich zu uns auf den Rücksitz, ich erzählte ihm unbefangen, daß mich der Zustand meiner Frau, welche die Vorgänge der letzten Tage recht erregt hätten, sehr besorgt gemacht und ich deshalb den Rat des mir befreundeten Arztes Dr. Espeed einholen wollte. Da ich bemerkte, daß der hinter uns stehende Korb die Aufmerksamkeit unseres Begleiters erregte und ich jeden Verdacht im Keime beseitigen wollte, sagte ich zu meiner Frau, daß die Fahrt und frische Luft mir guten Appetit gemacht, sie möchte daher ihre Frühstücksvorräte hervorholen und etwas zum besten geben. Damit ihre erklärliche Befangenheit nicht auffiel, stellte ich selbst den Korb auf meinen Schooß, öffnete den Deckel, nahm Wein, Gläser, Milch und einige belegte Brödchen heraus und setzte den Korb achtlos wieder auf seinen alten Platz. Der Fremde betheiligte sich gern an unserem Frühstück, und da wir allmählich die Höhe des Spandauer Berges erreicht hatten, bemerkte er, daß er sich nun hinlänglich ausgeruht und gestärkt hätte, bedankte sich, bestieg seinen Schimmel und galoppierte nach Charlottenburg zurück.

Einige Tage später erfuhr ich, daß in Berlins gesamter Umgebung auf allen Chausseen und Landstraßen derartige Aufpaffer aufgestellt gewesen seien, um die Abreise des Prinzen von Preußen zu verhindern.

In Spandau verblieben meine Frau und mein Söhnchen im Hotel, ich ließ mir vom Wirt den Weg zum Dr. Espeed angeben, ging aber mit Umwegen nach der Citadelle, legitimierte mich dort dem Kommandanten, der mich zu dem Lange führen ließ, welchem ich seine näheren Instruktionen mündlich und schriftlich erteilte und ihm die wichtigen Papiere übergab. Von Lange

erfuhr ich auch Näheres über die Entfernung des Prinzen von Preußen aus Berlin, über seinen Aufenthalt in Spandau und die weitere Fahrt nach der Pfauen-Insel. Der Prinz, welcher in der Privat-Wohnung eines seiner Vertrauten in Berlin den Befehl des Königs erhalten, sich für einige Zeit von Berlin zu entfernen, war am Abend des 20. März in einem Wagen nach Spandau gekommen und im „Deutschen Hause“, wo sich die Offiziersspeiseanstalt befand, abgestiegen; in der Nacht hatte er dann in Begleitung zweier Offiziere (des Ingenieur-Leutnants Haring und des letzterem befreundeten Artillerie-Leutnants Rode, welcher ersterem das Boot gehörte) und zweier Soldaten in einem kleinen Boot die Fahrt nach der Pfauen-Insel angetreten. —

Als ich die Citabelle wieder verließ, erwarteten mich am Ausgang mehrere Offiziere, die von meiner Abwesenheit gehört und mich nun baten, Briefe und Visitenkarten an ihre in Berlin wohnenden Angehörigen mitzunehmen, da sie mit den Mannschaften Berlin hatten verlassen müssen, ohne davon die Ihrigen benachrichtigen zu können; dringend bedurften sie Wäsche und anderer nöthiger Sachen, und eine günstigere Gelegenheit, sich mit den Ihren in Verbindung zu setzen, konnte sich ihnen garnicht wieder bieten, da sie völlig abgeschnitten seien. Natürlich übernahm ich gern alle Aufträge und werde nie vergessen, welche Verzweiflung und Wuth in den Zügen dieser Ehrenmänner ausgedrückt war, die aber gleichwohl ihren Gefühlen durch Worte keinen Ausdruck verliehen, sondern stumm ihren Schmerz trugen und die Gesichter abwandten, als ich ihnen von dem am Vormittage stattgefundenen Umritt des Königs Mitteilung machte. —

Ohne weitere Störung kehrten wir nach Berlin zurück; die Straßen waren vor Menschenmassen kaum zu passieren, die Mienen aller strahlten vor Freude über die „Errungenschaften“, man bildete sich ein, etwas Großes erreicht zu haben, selbst die sonst ruhigen Männer von treuer Gesinnung waren momentan mit davon ergriffen; aber nur wenige Tage währte es, bis bei Vielen

die Ernüchterung kam und an die Stelle der Freude Trauer und Beschämung traten! — —

Sobald es nur die Verhältnisse gestatteten, was am 25. März möglich war, siedelte der königliche Hof nach Potsdam über. Nun sollten aber auch die ruhmbedeckten Fahnen und Standarten, welche so oft den siegreichen preussischen Truppen in blutigen Kämpfen vorangeweht, aus der Halle der königlichen Wohnung, wo sie bisher ihre Aufstellung gefunden, entfernt werden, weil man befürchtete, daß, wenn sich die Verhältnisse in Berlin vielleicht noch trüber gestalteten, mit diesen Zeugen preussischer Tapferkeit Unfug getrieben werden könnte. Ich erfüllte den mir gewordenen Auftrag, indem ich die Fahnen gleich nach dem Umzug des Königs in ein entfernteres Hinterzimmer hatte bringen lassen. Aber auch da schienen sie nicht mehr sicher, da die Mannschaften der von der Bürgerwehr bezogenen Schloßwache überall neugierig herumstöberten. So ließ ich denn die ehrwürdigen Feldzeichen in große Sopha-Teppiche einschlagen und nach der schon erwähnten Tapezier-Werkstätte im Schloß bringen, von wo sie in ähnlicher Verpackung auf großen Möbelwagen mit anderen Oekonomie-Bedürfnissen, ohne Aufsehen zu erregen, aus Berlin und in Sicherheit gebracht wurden. —

Noch im Laufe des Monats April wurde ich dienstlich nach Potsdam beordert, erhielt für den Sommer im Neuen Garten und für den Winter in dem zum Schauspielhause gehörenden Diensthause in der Friedrichstraße eine Dienstwohnung.

Der Sommer wurde ausgefüllt durch bennruhigende Nachrichten, die von allen Seiten in politischer Beziehung einliefen, und für mich bot sich daher keine Gelegenheit zu einer besonderen Thätigkeit, auch nahm mich der tägliche Dienst auf Sanssouci völlig in Anspruch.

In Potsdam wollten die Leute doch auch mitspielen, und so entsinne ich mich, daß eines Tages von Berliner Revolutions-Größen eine Versammlung in der Reitbahn vor dem Brandenburger Thor, neben der Ulanen-Kaserne, angekündigt war, in

welcher der Beschluß gefaßt werden sollte, die Schienen nach Werder hin aufzureißen, damit das Militär von Magdeburg aus nicht nach Berlin gebracht werden könnte! Ich wollte mir doch auch eine solche Volksversammlung ansehen, und bat meinen Chef um Erlaubnis dazu, um nicht in falsches Licht zu geraten. Er gab ungern seine Zustimmung, indem er bemerkte, daß mich in Potsdam jeder Mann kenne und leicht daher Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

Dennoch ging ich hin, fand den Vorstandstisch von bekannten Revolutionsmännern besetzt und vor dem Tisch etwa fünfzehn bis zwanzig Bassermannsche Gestalten, die aus Berlin gekommen waren. In der Mitte der Reitbahn standen die Potsdamer Bewohner und machten einen echten Potsdamer Eindruck. Nach einer tollen, aufhegenden Rede wurden alle Anwesenden aufgefordert, als wahre Patrioten zu helfen und persönlich mitzuwirken, daß die Schienen aufgerissen würden, weshalb man sich sofort zur Eisenbahn begeben wollte. Der Vorstand ersuchte die Anwesenden, an den Tisch heranzutreten und sich mit einem Schwur dazu zu verpflichten. Es kam aber niemand, und um nicht so ganz jämmerlich abzuschließen, wurde verlangt, daß jeder zur Befristigung die rechte Hand erheben oder das Lokal verlassen sollte. Nur die mitgebrachten Berliner Kunden erhoben die Hand, die Potsdamer suchten sich stillschweigend und unbemerkt zu entfernen; ich, der ich ganz an der Seite rechts vom Vorstandstisch Stellung genommen, ging in auffälliger Weise bis in die Mitte der Reitbahn, drehte dann dem Vorstande den Rücken und schritt ruhig und ungestört nach dem Ausgang.

Die Potsdamer schienen dies freudig zu erfassen, denn die größte Zahl folgte mir unmittelbar nach, und die Versammlung löste sich in Wohlgefallen auf, ohne daß nur eine Hand die Schienen berührte!

Immer düsterer lauteten die Nachrichten und so wurde fest behauptet, daß die Umsturzpartei die Absicht hege, in großer Masse über Spandau nach Potsdam zu ziehen und die Königlichen

Herrschaften in Sanssouci in ähnlicher Weise zu überfallen, wie dies mit Ludwig XVI. in Versailles einst geschehen. Wenn auch jede Gefahr in dieser Beziehung ausgeschlossen war, so befahl doch der König, als die Herrschaften sich zum Mittag versammelten, noch selbigen Tages das Hoflager für Alle aus Sanssouci nach dem Potsdamer Stadtschloß zu verlegen. Ich erhielt den Auftrag von meinem Chef, das Erforderliche zu veranlassen, fuhr sofort nach dem Stadtschloß, ließ, da das Wetter kalt war, die Räume heizen sowie beleuchten und veranlaßte die Wohnungseinteilung, soweit nicht jeder sein bestimmtes Quartier hatte, sodasß sich der vertraute Kreis am Abend in üblicher Weise, wie in früheren Zeiten, bei dem Königspaare zum Thee versammeln konnte.

Aber ganz ohne ein bißchen Revolution wollten die Potsdamer doch auch nicht sein, und als die königlichen Herrschaften im Stadtschloß Wohnung genommen, fand sich denn an den nächsten Abenden in der Umgebung des Schlosses der bekannte Janhagel und eine Zahl unerwachsener Jüngens ein, die mit ihrem Geschrei die ruhigen Bürger störten und die guten Potsdamer in Besorgnis versetzten. Mehrere Male machte dann die Kavallerie mit flachen Säbelhieben dem Scherz ein Ende; am besten hätte man hierzu Feuerspritzen verwenden sollen, sie hätten rascher und empfindlicher gewirkt.

In diese trübe Zeit fiel die Feier der silbernen Hochzeit des Königspaares; von einer eigentlichen Feier konnte unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein, aber die vielen Zeichen und Beweise aufrichtiger Liebe und Verehrung, die aus allen Teilen des Landes eingingen, von einzelnen Personen sowohl wie von Körperschaften, wirkten doch wie ein wohlthuerender Balsam auf schwere Wunden.

Es war auch die Zeit herangekommen, daß die Truppen nach Berlin zurückberufen wurden, und General Wrangel wurde bei seinem Ritt durch Potsdam in bekannter Weise von einer Schar von Kindern umgeben und durch die Stadt geleitet. In

Berlin gestaltete sich die am 10. November erfolgende Rückkehr anders, namentlich, wie bekannt, auf dem Gensdarmen-Markt vor dem Sitzungs-Saale der Nationalversammlung, wo mit Spott- und Schmährufen die Truppen empfangen wurden.

Was die Ablösung der Bürgerwehr auf der Schloßwache durch die Truppen betraf, so hatte sich auch in diesem Falle das Gerücht verbreitet und war zu den Ohren des Königs gekommen, daß diese Ablösung nicht ohne Blutvergießen von statten gehen würde, da gerade dieser wichtige Punkt bis auf das letzte vertheidigt werden sollte. Dem König war der Gedanke schrecklich, daß im Schloß vielleicht das Blut seiner Unterthanen fließen könnte, gewiß stand ihm noch die Durchführung der Todten lebhaft vor Augen. Und so erhielt ich denn am Einzugstage früh Morgens den Befehl, nach Berlin zu fahren und eine verschlossene Ordre dem Kommandeur des Bataillons, welches im Lustgarten Aufstellung hatte und von dort aus in das Schloß einzuziehen sollte, zu überbringen. In dieser Ordre, welche mir mitgeteilt wurde, erhielt er die Anweisung, daß, wenn die Ablösung der Bürgerwehr durch das Militär nur mit Blutvergießen erfolgen könne, er sich mit seinem Bataillon meiner Führung anvertrauen solle. Ich hatte Auftrag, die Truppen ungesehen über Treppen und Gänge nach dem Apothekerboden und von dort in das Innere des Schloßes zu führen, wo sie dann mit einem Mal unvermutet im Schloßhofe erscheinen konnten, ohne das fragliche Portal passiert zu haben. Der Kommandeur schien davon recht wenig erbaut zu sein und hätte gern vorgezogen, im Nothfalle Mann gegen Mann vorzugehen, er sprach mir auch die bestimmte Hoffnung aus, daß es wohl kaum zu diesem wenig ehrenvollen Ausgang kommen und er gewiß mit klingendem Spiel ohne jeden Widerstand in den Schloßhof einzuziehen könne, und so kam es auch.





Vierter Abschnitt.

Die nächsten Jahre. — Das Erbprinziplich-Meiningen'sche Paar. — Der König in Rußland. — Eine Überraschung des Kaisers Nicolaus. — Russische Erinnerungen. — Begegnungen mit Alexander II. von Rußland. — Königin Elisabeth in Tepsitz. — Religiosität der Königin. — Eine verborgene Kapelle. — Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Victoria. — Fortschreiten der Erkrankung des Königs. — Aufenthalt des Königspaares in Rom. — Auf der Fahrt nach Rom. — Einrichtung der Deutschen Botschaft für das Königspaar. — Ein Mörder als Diener. — Der König und die Königin. — Rückkehr nach Sanssouci. — Hinscheiden König Friedrich Wilhelm IV.



Das nächste Jahr verfloß für den Hof ruhiger, als man nach den stürmischen März-Ereignissen von 1848 erwartet hatte. Wohl brachte die Kaiserwahl und die ihr folgende Anwesenheit der Deputierten in Sanssouci, dann die Bekämpfung der Aufstände in Dresden und in Baden, schließlich die Ende 1849 in Billnitz stattgefundene Zusammenkunft König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Kaiser Franz Joseph von Osterreich noch mancherlei tiefgehende Erregungen, aber dazwischen fielen auch ruhige Monate, die der königliche Hof meist in Sanssouci verbrachte. Mir war im Neuen Garten eine Sommerwohnung überwiesen worden, und das Glück, das ich in meinem Familienleben fand, sowie der anregende Verkehr mit gleichgesinnten, lebenswürdigen Kollegen halfen über die traurigen politischen Verhältnisse hinweg.

Ernst und trübe begann das Jahr 1850, das sich bald unruhiger gestaltete. Ministerpräsident Graf Brandenburg fiel als

ein Opfer der Politik; die Kämpfe wegen der Verfassung, die endliche Feststellung derselben, die durch diese vorgeschriebene Eidesleistung sowie der im Monat Mai zusammengerufene Fürsten-Kongreß in Berlin verursachten nach allen Richtungen hin ein bewegtes Leben.

Freundlichen Sonnenschein am Königshofe verbreitete inmitten dieser politischen Dinge die am 18. Mai in Charlottenburg stattgefundene Vermählung des Erbprinzen Georg von Sachsen-Meinungen mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen; der Prinz, damals im 24. Lebensjahre stehend, hatte nach dem Besuche der Universitäten von Bonn und Leipzig in der Garde Dienst gethan und erfreute sich bei Allen wegen seines freundlichen Wesens wie eifrigsten Strebens der wärmsten Sympathieen.

Wenige Tage nach der Vermählungsfeier verübte der Feuerwerker Seffeloge ein Attentat auf den König auf dem Potsdamer Bahnhofe. Glücklicherweise traf der Schuß nur den Arm, der König konnte sich auf Anraten des Arztes direkt nach dem Charlottenburger Schloß begeben und dort die Heilung abwarten. Diese verlief so gut, daß im Spätherbst bei Anwesenheit des Königs die Jagd in der Schorfhaide wieder abgehalten werden konnte.

Mitte Mai 1851 begab sich der König zum Besuch des Kaisers Nicolaus von Rußland nach Warschau, wo große Manöver stattfanden. In dem preußischen Grenzstädtchen Myslowitz wurde die Nacht zugebracht, ich war vorausgereist und hatte im besten dortigen Gasthose, bei Freund, Quartier gemacht — die Zustände, die damals noch in Oberschlesien herrschten, spotteten jeder Beschreibung. Ich konnte mich davon zur Genüge überzeugen, denn, da der König nach fünf Tagen nach Myslowitz zurückkehren wollte, war ich dort verblieben. Ich benutzte übrigens einen Teil der Zeit, um einen Abstecher nach Krakau und den berühmten Salzbergwerken von Bochnia und Wieliczka zu machen, was mich im höchsten Grade interessierte.

Auf der Rückkehr aus Warschau übernachtete der König

wiederum in Myslowitz, der Kaiser von Rußland dagegen in Eskernewice. Der Kaiser wollte sich am nächsten Tage zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich nach Olmütz begeben, und der König ihn bis Ratibor begleiten. Hierbei fand ein höchst amüsanter Vorfall statt. Es war am Abend vorher beim Abschied verabredet worden, daß der Kaiser von Rußland am Morgen um 8 Uhr abfahren und den König um 9 Uhr in Myslowitz abholen sollte.

Der Kaiser von Rußland beabsichtigte aber, sich den Scherz zu machen, den König zu überraschen, er fuhr also bereits um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr ab. Preußischerseits war jedoch aus Fürsorge vor 8 Uhr eine Locomotive vorausgeschickt, die den kaiserlichen Zug erspähen, sofort zurückkehren und anmelden sollte. Glücklicherweise wurde ein Zusammenstoß, der hier leicht möglich gewesen, vermieden, die Locomotive kehrte so schnell wie möglich zurück, und der laute Ruf durch das ganze Hotel erscholl: „Der Kaiser kommt, er ist schon in Sicht!“ Nun gewährte es einen komischen Anblick, zu beobachten, wie all' die Adjutanten, die hohen Offiziere und anderen Personen über die Straße nach dem Bahnhof stürzten und unterwegs und auf dem Perron mit Hilfe der Dienerschaft ihren Anzug zu vervollständigen suchten. Selbst dem König ging es nicht besser, Kammerdiener und Leibjäger liefen nebenher und hatten noch Helm, Schärpe zc. in der Hand. Dem Kaiser von Rußland war diese Überraschung vollständig geglückt; er fuhr in diesem Moment in den Bahnhof ein, lehnte sich aus seinem Wagenfenster und jubelte laut auf. Die Herrschaften trennten sich in Ratibor nach eingenommenem Frühstück, der Kaiser fuhr nach Olmütz und der König kehrte nach Sanssouci zurück.

Nach Abnahme des Manövers in Ostpreußen reiste der König mit seiner Gemahlin über Erdmannsdorf nach Hechingen, woselbst über den Wiederaufbau der Burg Hohenzollern weitere mündliche Verhandlungen stattfanden.

Auf der Rückreise wurden noch Schloß Stolzenfels und die Rheinprovinz berührt.

Es sei hier erwähnt, daß in Berlin die Enthüllung des Denkmals Friedrich des Großen im Monat Juni stattfand, und Ende Oktober Prinz Wilhelm, Onkel des Königs und Bruder König Friedrich Wilhelm III., starb.

Den Erbprinzlich-Weiningen'schen Herrschaften war das Marmor-Palais im Neuen Garten als Wohnung überwiesen worden, und das Königspaar brachte manchen Abend daselbst zu, sei es in engerer Familientreise oder auch bei kleineren gesellschaftlichen Zusammenkünften. Die Königin Elisabeth hatte der jugendlichen Erbprinzessin ihre volle Teilnahme zugewendet und ersetzte gewissermaßen die Stelle einer Mutter; der König schätzte den Erbprinzen in hohem Grade wegen seines vornehmen, gediegenen Charakters und seines tiefen Interesses für Wissenschaften und Künste.

Im Mai 1852 fuhr der König der Kaiserin von Rußland bis Myslowiß entgegen, um sie von dort nach Sanssouci zu begleiten, woselbst sie vor ihrer Badereise nach Schlangenbad einen mehrwöchentlichen Aufenthalt nahm. Auch der Kaiser von Rußland stattete einen dreitägigen Besuch in Sanssouci ab. Ende Juni bis Anfang Juli waren Manöver in der Rheinprovinz, und der König holte die Kaiserin nach beendeter Kur wieder ab aus Schlangenbad.

Anfang August begab sich der König zum Gebrauch des ihm ärztlicherseits verordneten Seebades nach Puttbus zu einem dreiwöchentlichen Aufenthalt. Ich war vorausgeschickt, die Wohnung bereit zu stellen, da der König die ihm vom Fürsten angebotene Wohnung mit Dank abgelehnt hatte, um ganz kurgemäß und ungeniert leben zu können. Für den König und die unmittelbare Bedienung und Ökonomie, sowie für einige Herren vom Gefolge hatte ich geeignetes Quartier in der am sogenannten Circus gelegenen Villa des Rittmeisters Herrn von Janßen gesunden, deren sämtliche Räumlichkeiten ich gemietet hatte.

Mit dem Jahre 1852 schloß gewissermaßen die verkleinerte Hofverwaltung ab und es begann mit dem neuen Jahre so ziem-

lich die frühere lebhaftere Bewegung; die täglichen Diners dehnten sich auf 14 bis 30 Personen aus, abgesehen von den größeren Festlichkeiten. Auch der Besuch fremder Fürstlichkeiten fand wieder in alter Weise statt. Ich will nur generell erwähnen, daß allein im Jahre 1853 nicht weniger wie dreißig verschiedene Fürstlichkeiten, deren Mehrzahl vermählt war, den Preussischen Königshof besuchten.

Da gab es, wie auch bei ähnlichen Besuchen in den folgenden Jahren, alle Hände voll zu thun, denn die königlichen Schlösser, selbst jene in Berlin und Potsdam, waren nicht dergestalt eingerichtet und möblirt, daß alle Wohnungen bei dem vielen Fremdenbesuch sofort bezogen werden konnten. Fast bei jeder Anmeldung eines neuen fürstlichen Besuches war es notwendig, die demselben zugedachten Räume erst zu verbessern, und die meiste Mühe verursachte dies bei den Jagdschlössern, die völlig ungenügend ausgestattet waren und zu denen fast alles hingeschafft werden mußte. Daran reihte sich die Wittsendung der Bedürfnisse der königlichen Ökonomie, der Kellerei, Silber- und Weißzeug-Kammer, der Kaffeeküche u. Die jetzige Hofverwaltung hat damit kaum noch zu kämpfen, dank der unter der Regierung Kaiser Wilhelm I. und der ausgezeichneten Verwaltung des Oberhof- und Hausmarschalls Grafen Pückler getroffenen Verbesserungen. Da mir zu jener Zeit sämtliche königliche Schloß- und Ökonomie-Inventarien unterstellt waren, so fehlte es mir in jenen Jahren nicht an eifriger und verantwortungsvoller Arbeit.

Häufiger weilte die Kaiserin Alexandra Feodorowna (Charlotte) von Rußland bei den königlichen Herrschaften in Sanssouci; sie befand sich damals bereits in einem mehr oder weniger krankhaften Zustand. Abgesehen von ihrem Nervenleiden mußte auch auf ihre schwachen Augen Rücksicht genommen und grell leuchtende Farben vermieden werden. Im Schlafzimmer waren Gardinen, Möbel u. s. w. nur von grüner Farbe. In späteren Jahren wurde auf Anraten der Ärzte dies grün in blau verwandelt. Als die Kaiserin in der letzten Zeit Wohnung in

den neuen Kammern bei Sanssouci genommen, wurde zur größeren Bequemlichkeit auf Befehl des Königs unmittelbar vor ihrem Wohnzimmer-Fensterthüren eine Art Balkon errichtet. Die Seitengardinen waren von dunkel gehaltenem gestreiftem Stoff, der Fußboden mit Teppichen belegt, an den beiden Endseiten waren Vorhänge angebracht und in der Mitte stand eine Blumen-Étagère.

Im obengenannten Jahre 1852 begleitete ich auf den Wunsch des Oberhofmarschalls Grafen Schuwaloff die Kaiserin nach Schlangenbad, um dort für eine geeignete Unterbringung und eine behagliche Einrichtung der Wohnräume Sorge zu tragen. Hierbei konnte ich recht beobachten, wie sorglos, oft nachlässig von russischer Seite die Reise-Arrangements getroffen wurden. Alles machte Graf Schuwaloff persönlich ab.

Einen bezeichnenden Fall erlebte ich in Potsdam; da waren die Geschenke, die gegenseitig ausgetauscht werden sollten, von den betreffenden Chefs vereinbart, und ich erhielt den Auftrag, vom Grafen Schuwaloff das Geld und die Geschenke in Empfang zu nehmen, welche für das Hofstaatspersonal, Obermarstallamt, Garten-Intendantur zc. bestimmt waren. Ich traf den Grafen am Schreibtisch sitzen, die Geschenke lagen auf einem Tisch daneben, jedes in Papier eingeschlagen und versiegelt; mit russischen Buchstaben waren die Persönlichkeiten angegeben, für welche sie bestimmt waren. Nachdem ich nach der danebenliegenden Liste verglichen und alles richtig befunden, packte ich die Sachen in eine mitgebrachte große verschließbare Mappe und fragte, ob ich auch das auf der Liste verzeichnete Geldgeschenk von 5000 Thalern in Empfang nehmen solle. „Zarwohl,“ sagte der Graf, „bitte, da steht meine Schatulle auf dem Stuhl, nehmen Sie gefälligst 5000 Thaler heraus, sie werden oben auf liegen.“ Ich nahm das Paket, welches noch den richtigen Geldumschlag mit der Bezeichnung 5000 Thlr. hatte, aus dem unverschlossenen Geldkasten, trat an den Tisch und zählte es nach. Graf Schuwaloff meinte, das sei nicht nötig, ich aber erwiderte „Verzeihen,

Excellenz, das ist unsere Kassen-Instruktion; das Geld, welches ich zu empfangen habe, muß ich nachzählen, das Geld, welches ich ver-
ausgabe, muß der Empfänger nachzählen, und im vorliegenden
Falle, Excellenz, bewährt sich diese Instruktion, denn in diesem
Paket fehlen 500 Thaler." Allerdings konnte sich der Graf
augenblicklich nicht besinnen, wo diese geblieben, und sagte, ich
möchte mir das Fehlende aus der Schatulle nehmen. Das that
ich denn aber doch nicht und bat ihn, sich selbst damit zu be-
mühen, denn an diese Schatulle ginge ich nicht wieder heran.
Er that es auch lächelnd mit dem Bemerken: „Sie haben
ganz recht, das ist preussische Ordnung.“

Ich bemerkte hierbei, daß, was ich erzähle, Zustände sind,
wie sie vor etwa vierzig Jahren stattfanden, jetzt ist ja auch
alles in Rußland geordnet.

Wenn damals die russischen Feldjäger schon Tags zuvor in
die Hotels kamen, welche die Kaiserlichen Herrschaften bewohnten,
so aßen sie das Beste, was die Speisefarte bot, tranken den
feinsten Wein und sagten dann dem Wirt nur: „Die Kaiserin
bezahlt für mich!“ Diese fünf Worte sprachen alle in dem
besten Deutsch, es sollte heißen, daß ihre Zehrungen mit ver-
rechnet werden müssen. Bei Sonderzügen nahmen die Feldjäger
sofort ein Coupé für sich in Anspruch, und kaum setzte sich der
Zug in Bewegung, so wurden Karten hervorgeholt und Hazard
gespielt, in den abgenommenen Mützen lagen die zerknitterten
Rubelnoten, und bald füllte sich diese, bald jene Mütze mit
solchen Scheinen, je nachdem das Glück dem Besitzer günstig
war. In Eydtkuhnen mußte ich öfter Nachtquartier nehmen,
wenn ich den russischen Herrschaften bis zur Grenze entgegen-
geschickt war; daun fanden sich am Abend in der Restauration
drei, vier, fünf russische Zollbeamte unterer Klasse aus der
unsern gelegenen Zollstation Wirballen ein, ließen sich das Beste,
was der Wirt an Speisen hielt, geben, tranken Champagner
dazu und spielten auch öfter mit hohen Einsätzen. Dem Wirt
waren sie liebe Gäste, sie zahlten gut, hatten es wahrscheinlich

bei ihm billiger, wie in Wirballen, und waren sicher, daß kein höherer kontrollierender Beamter sie stören könnte. Wo aber kam das Geld her, da diese Unterbeamten doch vielleicht nur 3—400 Rubel Gehalt jährlich hatten?

Meine erste Begegnung mit dem Kaiser Alexander II. von Rußland schreibt sich aus meiner 14jährigen Knabenzeit her. Ich wohnte damals bei meinem Bruder im vierten Stockwerk des königlichen Schlosses. Der Ausgang war auf der Treppe Portal 2. Die russischen Herrschaften bewohnten die sogenannten Königin-Mutter-Kammern und hatten denselben Ausgang. Als ich nun eines Tages nach Beendigung der Schule nach Hause kam, und, um das Mittagessen ja nicht zu versäumen, die Treppe hinauf stürmte, prallte ich heftig bei der oberen Biegung der Treppe gegen einen Knaben an, der scheu zurückfuhr, und als ich die Augen aufschlug, erkannte ich den Kaiser von Rußland mit seinem Sohne, dem damaligen Großfürsten.

Ich war stumm vor Schreck, ließ die Mappe fallen, die Bücher zerstreuten sich über den Fußboden, doch muß es ein komischer Anblick gewesen sein, denn der Kaiser lachte laut auf, nahm den Großfürsten bei der Hand und sagte zu mir: „Zunge, paß künftig auf, daß Du die Leute nicht umrennst.“

Viele Jahre waren vergangen, ehe ich diesen Großfürsten als Kaiser wieder sah. Gelegentlich eines Besuches, den die kaiserlichen Herrschaften mit ihren Kindern in Darmstadt abstaten und in Berlin eine Zwischenstation machen wollten, war ich wiederum bis Eydtkuhnen entgegen geschickt. In Braunsberg war ein kurzer Aufenthalt gedacht; bei der Abreise war in Petersburg noch tiefer Winter, erst auf der Mitte der Tour nach Deutschland verlor sich, wie ich hörte, allmählich der Schnee, und in Braunsberg war volles Frühlingswetter, in den hübschen Anlagen um den Bahnhof war die mittlere Wiese saftig grün und das Gesträuch und die Bäume umher in vollem Aufbrechen der Knospen und Blüten begriffen, und es war warm wie mitten im Sommer. Der Bahnhof war selbstverständlich abgeperrt,

damit die Herrschaften sich ungeniert bewegen konnten. Da bot sich mir ein unvergeßlicher Anblick: mitten auf der Wiese in der Sonne lag der Kaiser und um ihn und über ihm seine Kinder, während seine zwei mächtigen Hunde diese Gruppe bellend umkreisten und übersprangen. Die Kaiserin stand auf dem Kieswege, welcher die Wiese umgab, und schaute mit überglücklichen Blicken diesem Schauspiel zu.

Die letzte Begegnung, die ich mit dem Kaiser hatte, fand in Oppeln statt. Beide Majestäten kamen in Begleitung einer kleinen Großfürstin auf einer Rückreise von Darmstadt nach Warschau zu einem eintägigen Aufenthalt nach Sanssouci. Die Großfürstin war unwohl, und unter Hinzuziehung der königlichen Leibärzte wurde die Ansicht des russischen Leibarztes bestätigt, daß wahrscheinlich eine Kinderkrankheit, sei es Masern oder Scharlach, im Anzuge sei. Unter diesen Umständen war eine direkte Fahrt von Sanssouci nach Warschau zu angreifend. Es sollte Nachtquartier gemacht werden. Breslau war zu nahe und das Schloß vom Bahnhof zu weit entfernt. Es wurde also Oppeln gewählt, und ich erhielt Auftrag, mich noch mit dem Nachtzuge dorthin zu begeben und für den nächsten Abend alles zur Aufnahme im Regierungsgebäude zu veranlassen. Bei meiner Ankunft frühmorgens in Oppeln erwartete mich schon der Regierungs-Präsident auf dem Bahnhofe, er hatte durch Telegramm Nachricht von meiner Hinkunft und von meinem Auftrage erhalten und kam nun in der größten Aufregung, um mir mitzuteilen, daß von seinem reichen Kinderseggen drei, wahrscheinlich schon vier Kleine die Masern hätten, und ob unter diesen Umständen im Regierungs-Gebäude Wohnung genommen werden könne, stelle er anheim, denn wenn er auch seine Kinder auslogieren würde, so wäre doch immerhin seine Wohnung inficirt. Über letzteren Punkt beruhigte ich ihn sofort und telegraphierte nach Sanssouci, ob ich unter diesen Umständen in einem guten, möglichst nahe belegenen Hotel Wohnung machen sollte. Rückantwort erfolgte sofort: „Nein, unter allen Umständen so gut oder schlecht es geht im Bahnhofe.“

Da war guter Rat teuer. Das Bahnhofsgelände war langgestreckt, in seinen unteren Räumen lagen die Wartezimmer, Flur, Billet-Verkaufs-Bureau, Telegraph, Post, Gepäckkammer, kein einziger von ihnen konnte zum Logieren benutzt werden. Auf jeder Seite des langen Gebäudes befand sich aber ein Aufbau von je vier Stuben und einer Kammer. Der eine Aufbau war die Wohnung des Inspektors, der andere die Wohnung für Post, Telegraphen und Dienstzimmer. Der Inspektor mußte die Wohnung räumen, seine Familie in das nahe Hotel ziehen, er selbst sich Parterre im Dienstzimmer, desgl. Post- und Telegraphenbeamten u. in den unteren Dienstzimmern aufhalten. So konnte ich also über diese acht bis zehn Räume unumschränkt verfügen; zunächst ging es an ein Lüften und Reinigen, und im Laufe des Tages wurde durch die Hilfe des außerordentlich thätigen und bereitwilligen Regierungs-Präsidenten alles mögliche aus Privatwohnungen der Stadt beschafft, sodaß die Wohnung für das Kaiserpaar und dessen nächste Umgebung bei der Ankunft am Abend zur Aufnahme bereit stand. In dem einen Pavillon waren die Räume für beide Kaiserliche Majestäten, in dem anderen für die leidende Großfürstin und zwei Damen. Auf einem todten Strang der Bahn hatte ich vier Eisenbahnwagen erster und zweiter Klasse auffahren lassen, damit dort von den Herren des Gefolges und der Dienerschaft, wer da wollte, Nachtquartier nehmen konnte, eventuell aber waren auch Wohnungen im Hotel für diese bereit gehalten.

Als der Kaiserliche Zug vorfuhr, stieg auf Anordnung des Kaisers niemand aus, er lehnte sich aus seinem Coupéfenster, ich trat sofort heran, gab auf Befragen die nötige Auskunft über Quartier, dann erst verließ der Kaiser mit der Kaiserin den Zug, ich führte die Herrschaften nach der Wohnung, der Kaiser ging sofort mit mir zurück nach dem Coupé der kleinen Großfürstin, hüllte diese selbst in wollene Decken und trug sie behutsam auf seinem Arm nach ihrer Wohnung im anderen Pavillon, und erst nachdem er sich überzeugt, daß alles im Zimmer gut

und daselbe auch warm sei, ging er zur Kaiserin. Am Abend war Thee bei den Herrschaften, zu welchem befohlen zu werden auch ich die Ehre hatte. Am anderen Morgen war der Kaiser einige Zeit vor Abgang des Zuges bereits auf dem Perron, revidierte vor allem das Coupé, welches für sein krankes Töchterchen bestimmt war, und war sehr angenehm überrascht, daselbe so warm zu finden, was ich dadurch erzielt hatte, daß unter und auf den Sitzen heiße Sandsäcke gelegt worden waren. Über den Zustand des Königs zeigte sich der Kaiser schon recht besorgt und drückte sein aufrichtiges Bedauern aus, dankte mir für die prächtige Aufnahme, die er und die Seinen in Duppeln gefunden und die nichts hätte zu wünschen übrig gelassen, und ich erhielt noch bei Abfahrt des Zuges einen freundlichen Gruß des Kaisers aus dem herabgelassenen Fenster seines Coupés.

Die Sommermonate der nächsten Jahre wurden durch vielfache Reisen ausgefüllt. Im Sommer 1856 und in jenem von 1857 begleitete ich die Königin Elisabeth nach Tepliz bezügl. dem nahen Schönau, wo die Königin nicht durch das unruhige Badetreiben gestört war und in dem neu erbauten Badehotel, das ich für die Königin und ihre Umgebung gemietet, eine geeignete Unterkunft fand. In dem letztgenannten Jahre übernahm ich neben der Leitung der Hofhaltung einen Teil der Arbeiten des Cabinets-Secretariats, da die Königin ihren Cabinets-Secretär beurlaubt hatte, und namentlich hatte ich mit den Unterstützungs-gesuchen zu thun, die in überaus reicher Zahl eingingen und, wenn nur irgend möglich, von der so gern Wohlthaten ausübenden Herrscherin berücksichtigt wurden.

Wohl wußte ich, daß die Königin von einem Teil ihrer Unterthanen immer noch nicht richtig erkannt wurde, und manche, ich will gerade nicht sagen viele, sie im Verdacht hatten, daß sie heimlich der katholischen Religion noch angehöre oder dieselbe doch sehr bevorzuge. Hier, während dieses Badeaufenthaltes, hatte ich aber den Beweis des Gegenteils: nie wurde bei den verabreichten Unterstützungen ein Religions-Unterschied gemacht,

sorgte doch u. a. auch die Königin durch reiche Beiträge dafür, daß der Bau einer evangelischen Kirche in diesem durchweg katholischen Landesteil in Aussicht genommen und durchgeführt werden konnte.

Einen noch schlagenderen Beweis kann ich geben, wenn ich anführe, daß die Königin in den ersten Jahren ihrer Vermählung, als sie als Kronprinzessin noch nicht zur evangelischen Kirche übergetreten war, eine kleine Haustapelle im königlichen Schloß zu ihren Andachts-Übungen benutzte. Dieselbe war eingerichtet in einem kleinen Raum, der Wohnung der Oberhofmeisterin Gräfin von Reeden, deren Wohnung sich unmittelbar mit derjenigen der Königin im Zusammenhang befand. Als die Gräfin Reeden gestorben und ihre Wohnung anderweit verwendet und eingerichtet werden sollte, stieß ich auch auf den verschlossenen Raum, der nur Zwischenlicht erhielt, und da der Kastellan keinen Schlüssel dazu besaß und vermutete, was ich ja wußte, daß dies die alte katholische Haustapelle der Königin sei, nahm ich doch Anstand, ohne weiteres darüber zu verfügen und teilte mündlich der Frau von Gramon, die sich des Vertrauens der Königin in jeder Beziehung erfreute, mein Bedenken mit, sie um ihre Ansicht bittend. Sie hielt sich nicht für berechtigt, einen Entscheid zu treffen, und versprach mir in einigen Tagen Bescheid zu geben. In kürzester Zeit erhielt ich denselben, welcher dahin lautete, daß ich ganz unbesorgt über den Raum verfügen möge; zu derselben Zeit, als die Königin evangelisch geworden, habe sie auch veranlaßt, daß jede Erinnerung an das Vergangene ausgelöscht werde, und es sei alles, was darauf hinweise, daß sich dort früher eine katholische Haustapelle befunden, daraus entfernt worden, ich würde daher nur vier leere Wände vorfinden. Im Interesse der hochverehrten Königin Elisabeth führe ich dies an, um zu zeigen, wie aufrichtig und wahr und aus voller Überzeugung der Übertritt zum evangelischen Glauben erfolgt war, was sie auch bis zum letzten Augenblick bethätigt hat.

Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm, Sohnes

des Prinzen von Preußen, mit der Prinzessin Viktoria von Großbritannien und Irland war am 25. Januar 1858 gefeiert worden. Das junge Paar betrat am 5. Februar die preussische Grenze bei Herbesthal, wo ich mich bei dem Prinzen, unserem späteren Kaiser Friedrich, meldete, da ich als Commissar des Ober-Hofmarschall-Amtes abgeordnet war, um für die Reise bis Potsdam das Erforderliche zu veranlassen.

Während ich im Regierungsgebäude zu Aachen, wo das Diner stattfand, im Speisesaal nachsah, ob alles in Ordnung sei, klopfte jemand auf meine Schulter; als ich mich umdrehte, erblickte ich den Prinzen, dem ich nun auf das Genaueste berichten mußte, in welchem Zustand ich den König in Sanssouci verlassen, und dem ich die tiefe Bewegung ansah, die er empfand, als ich ihm nach bestem Gewissen keine günstigen Nachrichten bringen konnte.

In Köln war Nachtquartier genommen, und die Abreise am nächsten Morgen fand mit einigen Schwierigkeiten statt, da der Regierungspräsident mir die Bestellung eines Reserve-Dampfers verweigert hatte, indem er behauptete, seinen Nachrichten zufolge würde der Rhein in der Nacht Eis treiben; meine Nachrichten lauteten entgegengesetzt, und das Treiben war wirklich zu unserem Nachteil eingetreten. Die dadurch herbeigeführten Störungen wurden zwar beseitigt, aber ich persönlich hatte den Nachteil, daß ich, da ich bis zu dem Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzte, durch den Kronprinzen an seinem Coupé-Fenster im Gespräch festgehalten wurde, die Thür des nächsten leeren Coupés nur noch aufreißen und hineinspringen konnte und nun in meinem Uniformsrock bei der Winterkälte die Reise bis Düsseldorf fortsetzen mußte, ehe ich zu meinem Pelz gelangte.

In Magdeburg hatte das Nachtlager im General-Kommando-Gebäude stattgefunden, und der Empfang der hohen Neuvermählten durch die weißgekleideten Jungfrauen bot wirklich eine ergreifende Scene dar; es war rührend zu sehen, wie die jungvermählte Prinzessin sich schüchtern an den Gemahl anshmiegte

und dann vertrauensvoll zu ihm auffah. Man fühlte ordentlich mit ihr, wie sie nun, fern vom Elternhause und Vaterlande, ihre Stütze an der Seite des geliebten Mannes suchte.

Am 6. Februar fand der feierliche Einzug in Potsdam statt, und am nächsten Tage befahl mich der Prinz in seine im Kabinetts-Hause gelegene Wohnung.

Nachdem ich ihm gemeldet war, kam er mir im Empfangszimmer entgegen, untergefaßt von seiner Gemahlin. Er begrüßte mich sehr huldvoll und äußerte zur Prinzessin: „Ich wollte Dir doch den Mann vorstellen, der hier in Potsdam in diesem Hause unsere Wohnung eingerichtet hat und unterwegs unsere Reise besorgte, bedanke Dich bei ihm, wie ich dies hiermit thue,“ dann gab er mir die Hand und plauderte noch des weiteren ungezwungen mit mir.

Am 8. Februar fand der feierliche Einzug in Berlin statt, und daran schlossen sich dann die üblichen Festlichkeiten. In diesem Jahre dehnte sich der Aufenthalt in Charlottenburg längere Zeit aus, als vordem.

Die Krankheit des Königs hatte sich leider verschlimmert, das tägliche Diner wurde nicht mehr in Gemeinschaft eingenommen, sondern das königliche Paar speiste immer allein, und für das Gefolge fand Marschall-Tafel statt.

Auf Anraten der Ärzte sollte der König einen mehrmonatlichen Aufenthalt in der frischen, gesunden Gebirgsluft nehmen, man hoffte dadurch eine Linderung seines Leidens zu erreichen. Prinz Carl von Bayern hatte sein in günstigster Lage belegenes Schloß Tegernsee zur Verfügung gestellt, es wurde mit Dank angenommen, und die Abreise ging am 26. Juni 1858 vor sich. Nicht nur das königliche Paar nebst Damen und Herren, sondern alle zum Gefolge gehörenden Personen fanden gastliche Aufnahme im Schloß und den dazu gehörenden Gebäuden.

Nach der Rückkehr der königlichen Herrschaften von Tegernsee am 2. September zeigte es sich, daß der dortige Aufenthalt doch nicht die erwünschte Wirkung herbeigeführt hatte, und die

Ärzte hielten ein Verbleiben während des Winters in Sanssouci für ausgeschlossen; es wurde daher entschieden, daß der König in Begleitung seiner Gemahlin schon gegen die Mitte des Monats Oktober sich zu einem vier- bis sechswochentlichen Aufenthalt nach Meran und von dort nach Rom begeben sollte, um den Winter in Italien zuzubringen.

Vor der Abreise fand noch die Übertragung der Regentschaft an den Prinzen von Preußen statt, da der König voraussichtlich sechs bis acht Monate fern bleiben würde.

Skaum waren die königlichen Herrschaften vierzehn Tage in Meran, da erhielt ich eine Depesche, mich sofort dort einzufinden und für die Weiterreise nach Italien das Erforderliche vorzubereiten. Selbiges Tages bekam auch der Geheime Oberhof-Baurat Etüler die Aufforderung, möglichst bald nach Meran zu kommen und sich dem Gefolge des Königs anzuschließen. Er war dem Herrscher in den trüben Tagen in Sanssouci ein lieber Gast gewesen, und man hoffte, daß es ihm gelingen würde, in den guten Stunden des Königs diesem dadurch von Nutzen zu sein, daß er ihm bei seinen Kenntnissen von allen Bauten und Kunstwerken in Rom vielleicht Erinnerungen hervorrufen könne an jene Reise, die der König als Kronprinz in glücklichen Tagen unternommen und von welcher er sich zeitlebens so schöne und tiefe Eindrücke bewahrt hatte.

In Meran erhielt ich den Auftrag, mich nach Rom zu begeben und in der Preussischen Gesandtschaft im Palast Casarelli Alles zur Aufnahme der königlichen Herrschaften und ihres Gefolges vorzubereiten, wofür mir in jeder Beziehung freie Hand gelassen wurde. Unser preussischer Gesandter in Florenz, Herr H. von Neumont, welcher Gast in Meran gewesen, kehrte am nächsten Tage nach Florenz zurück und sollte ich die Gelegenheit benutzen, mich ihm auf dieser Fahrt als Begleiter anzuschließen. Sehr angenehm war es mir nicht, denn er war ein kranker Mann, der an Husten und Asthma litt und nur im verschlossenen Wagen reisen konnte, wodurch ich das Vergnügen hatte, mir Italien

durch die Glasfenster anzusehen. Viel verlor ich nicht, denn es blieb kalt und unfreundlich, und die waldlosen Apenninen boten wenig Fesselndes dar.

Von Florenz bis Rom fuhr ich mit der Post, es war dies eine nicht allzugroße Chaise, in der außer mir noch eine ältliche Dame aus Ostpreußen mit ihrer Tochter Platz genommen; als vierter Passagier wäre nach Landesfittte der Courier hinzugetreten, doch zog derselbe es vor, in der frischen Luft auf dem Bock zu verbleiben. Daß die Unterhaltung mit den beiden Damen mich sehr interessierte, kaum ich nicht behaupten, es kam wohl hinzu, daß bei der Länge der Fahrt und bei meiner großen Figur es mir körperlich recht unbequem in dem engen Wagen wurde. Mit dem Dunkelwerden fingen die Damen an, alle möglichen italienischen Räubergeschichten aufzutischen und sich damit aufzuregen; allerdings befanden wir uns bereits in dem unsicheren päpstlichen Gebiet. Die italienische Revolution schritt immer weiter vor, und die Franzosen hatten Rom besetzt.

Zur Nachtzeit war ich in einen tiefen Schlaf verfallen, als ich plötzlich durch eine Bewegung, die ich auf meiner Brust verspürte, erwachte; ich sah eine weiße Hand, die sich auf meine Weste legte, und da ich innerhalb meiner Weste in einer Tasche für diese Reise mich mit recht bedeutenden Geldmitteln versehen hatte, so griff ich zunächst nach dieser Hand und hielt sie fest. Ein lauter Aufschrei belehrte mich, daß es die alte Dame sei, die in ihrer Angst mich wecken wollte, weil sie und ihre Tochter mitten in der Nacht von verschiedenen Seiten als Signal ein Pfeifen gehört haben wollten, welches gewiß von Räubern herühren müsse, und da habe sie in ihrer Angst keine Ruhe gehabt und habe mich geweckt, was ich verzeihen möchte. Ich ließ das Wagenfenster hinab, um besser hören zu können, und sagte, daß, wenn wirklich etwas vorkommen würde, wir uns ganz ruhig zu verhalten hätten, da mit Gewalt nichts anzufangen sei. Meines Geldes wegen war ich wirklich in Sorge, umsomehr, als ich nun auch dicht hinter uns ein Pfeifen vernahm, aber in der dunklen

Nacht nichts sehen konnte. Nach einigen Minuten tauchte plötzlich auf meiner Seite ein Reiter auf, der einen Carabiner an der Seite hatte und den Kutscher aufforderte, anzuhalten, welchem Befehl derselbe sofort Folge leistete. Die Damen schriean laut auf und schienen in Ohnmacht zu fallen, ich aber erkannte bei der großen Nähe trotz der Dunkelheit, daß der Reiter die Uniform eines päpstlichen Gendarmen trug, und es ergab sich, daß er mit noch einem Kameraden, der denn auch erschien, die Strecke der Chaussee bis zu einem noch einige Meilen entfernten Städtchen zu überwachen hatte, da diese Gegend in Bezug auf Räuber die schlimmste Stelle sei. Für ein gutes Trinkgeld begleitete uns diese Sicherheitswache bis zu dem bewußten Städtchen, inzwischen war auch der Tag angebrochen, man versicherte uns, daß nunmehr die Strecke bis Rom auf der Landstraße vollkommen sicher wäre, da die Franzosen von Rom aus bis auf weitere Entfernungen in das Land hinein Patrouillen ausendeten.

Gegen Abend hielt ich meinen Einzug in Rom und zwar durch die Porta del popolo; der Eindruck war also ein sehr günstiger, und der Postconducteur, den ich gewonnen hatte, gab mir eine Karte, welche mir beim Vorzeigen im Hotel Minerva ein gutes Quartier verschaffen würde. Die Karte gewährte ihm wohl einen doppelten Nutzen, das Trinkgeld von mir und eine Gebühr für jeden Gast, den er dort hinwies, und den sich dann in der Nacht die bekannten blutsaugerischen Tierchen als Opfer erkoren; auch mit mir machten sie keine Ausnahme.

Am andern Morgen fuhr ich nach der Casa Tarpeja und mußte, um auf diese Berghöhe zu gelangen, einen Umweg machen, der mir gleich den Anblick des Forum Romanum verschaffte. In der Casa meldete ich mich bei dem Botschafts-Sekretär Herrn Schulz, der von meinem Kommen unterrichtet war und ein hübsches, auf eine Veranda gehendes Zimmer mit Aussicht nach den Sabiner Bergen für mich bereits eingerichtet hatte. Herr Schulz war ein höchst achtungswerter Mann, der seit Jahren diese Stellung bekleidete, alle Korrespondenzen selbständig be-

arbeitete, mit den Paßangelegenheiten, die damals sehr weitläufig waren, Last und Arbeit hatte und den hohen Chefs alle Arbeit abnahm bis auf die Mühe der Unterschrift, die er ihnen nicht ersparen konnte. Der Gesandtschaftsposten in Rom war damals ein recht verlorener Posten, und die Hauptaufgabe der Herren war, sich in der römischen Gesellschaft eine Stellung zu geben, was sowohl dem Baron von Kanitz wie dem Grafen Dönhoff sehr gut gelungen war. Da nach römischer Sitte diese Herren vor 12 Uhr nicht zu sprechen waren, so hatte ich zwei Stunden Zeit, um mich mit Herrn Schulz auszusprechen, der mich von Allem unterrichtete, mir aber nicht verhehlte, daß mir eine Herkules-Arbeit bevorstände.

Die Casa war ein Anhängsel des Palazzo Casarelli und von diesem durch eine sogenannte schmale Sackgasse getrennt; sie enthielt die Wohnung des Gesandtschafts-Sekretärs und jene des Hauswirts. Im oberen Stock lagen Zimmer für preußische Maler und Bildhauer, die dort ein Unterkommen für einen mäßigen Preis fanden, und ferner einige Stuben, die als „Preußisches Lazarett“ bezeichnet wurden, da in ihnen Kranke, zu deren Behandlung der Gesandtschafts-Arzt verpflichtet war, aufgenommen wurden. Am Ende der Sackgasse führte eine lange Treppe in verschiedenen Abfäßen nach dem Arbeiter-Viertel und dem Ghetto von Rom.

Die Herren von der Gesandtschaft empfingen mich um 12 Uhr, sie waren ebenfalls von dem mir gewordenen Auftrage unterrichtet, nach welchem ich das Gesandtschaftspersonal ausquartieren und anderweit unterbringen sollte; sie baten nur, daß die neue Wohnung auf dem Corso gelegen wäre, damit sie bei dem bevorstehenden Corso von ihren Fenstern aus demselben bewohnen könnten. Es gelang mir auch, die erste Etage eines sechsfenstrigen Hauses oder Palazzo, wie es in Rom genannt wird, zu mieten, aber nur unter der Bedingung, daß bloß drei Fenster während der Carnevalszeit benutzt werden dürften, während die anderen drei dem Wirte zur Verfügung blieben.

Die Gesandtschafts-Herren waren damit sehr einverstanden, verließen gern das bisherige Quartier, was mit keinen Schwierigkeiten verbunden war, da ein einziger Möbelwagen die ganzen Habseligkeiten der Preussischen Gesandtschaft in das neue Heim überführen konnte.

Um 1 Uhr hatte mir Herr Schulz einen gewissen Baravoni bestellt, von dem er glaubte, daß er mir für meine Zwecke außerordentlich nützlich sein könnte, zumal er gut deutsch sprach. Er nahm irgend eine Stellung beim päpstlichen Haushalt ein, doch habe ich nie erfahren, worin diese bestand. Dieser Mann war mir für die Folge durch seine Thätigkeit, seine Kenntnisse mit den örtlichen Verhältnissen und seine Uneigennützigkeit von außerordentlichem Wert.

Mit ihm ging ich zunächst sämtliche Räumlichkeiten des Palastes vom Keller bis zu den Dachkammern, desgleichen die Nebengelasse, Remise, Pferde stall, Garten-Pavillon und Garten auf das genaueste durch, und der Eindruck, den ich hierbei erhielt, war ein so schrecklicher, daß ich lange überlegte, ob ich nicht telegraphieren sollte, es sei unmöglich, die Königlich Herrschaften hier unterzubringen. Nach einer schlaflos durchwachten Nacht, in welcher ich mir alle möglichen Pläne machte, kam ich doch zu dem Entschluß, daß es meine Pflicht sei, alles anzubieten, um den mir gewordenen Auftrag auszuführen.

Ich will mich nicht darauf einlassen, die Räumlichkeiten des Palastes näher zu beschreiben und anzugeben, was in jedem Zimmer zu thun war. Nur erwähnen will ich, daß aus den Manjarden-Zimmern und den großen Dachböden mehr denn dreißig Fuhren Schmutz heruntergebracht und abgefahren wurden, theils vom Dach herabgefallener Kalk und Dachziegeln, größtentheils aber der Unrat von Vögeln, Ratten und Mäusen, denn die Dachfenster bestanden seit vielen Jahren nicht mehr, und all' diese Tiere, namentlich die Flebermäuse, hatten dort ihren ungestörten Aufenthalt genommen. Auch die Zimmer selbst waren in einem furchtbaren Zustande, denn die beiden Herren der Ge-

sandschaft waren unverheiratet, hatten nie Gesellschaften gegeben, und jeder begnügte sich mit einem Wohn- und einem Schlafgemach. In dem ganzen Gebäude existierte nicht ein Ofen, wie wir sie in unserer Heimat gewöhnt sind, nur Kamine gab es, aber auch so spärlich, daß immer ein Kamin auf drei bis vier Räume kam. Ich ließ über zwanzig sogenannte Porzellan-Öfen aus Marseille kommen und aufstellen; fehlte der Schornstein, so wurde ganz ungenirt das Rohr aus dem Fenster geleitet. Jedes Zimmer im Gebäude wurde entweder neu tapejiert oder gestrichen, ebenso umfangreiche Arbeiten erforderte die Möblierung, da damals in Rom fast noch gar kein größeres Geschäft war, welches kontraktmäßig die Arbeiten hätte übernehmen können.

Die Stallungen und Remisen wurden gereinigt, ausgebejjert und innerhalb und außerhalb neu angestrichen, der Hof mit Kies befahren, desgleichen die Gartenwege in Ordnung gebracht, und der kleine Garten selbst bei dieser Jahreszeit, so gut es ging, mit Pflanzen versehen, die den Römischen Winter aushielten.

Als ein weiterer Beweis, wie die Zustände dort waren, mag Folgendes dienen: der kleine Garten-Pavillon enthielt zwei mit einer alten grünen Tapete besleidete Vorder- und zwei Hinterzimmer. Obgleich man mir gesagt hatte, daß diese Räume seit Jahren nicht mehr bewohnt wären, da sie ungesund seien, so konnte ich bei dem Mangel an Räumlichkeiten doch unmöglich unbenuzt lassen. Ich ließ also zunächst die Tapeten abreißen, da wurde mir aber gemeldet, daß beide dabei beschäftigte Arbeiter krank geworden, der eine habe furchtbare Kopfschmerzen, der andere sei ganz bewusstlos. Ich begab mich sofort dorthin, überzeugte mich von der Wahrheit, glaubte aber auch den Grund zu entdecken und schickte zwei Apothekern je ein Stück dieser grünen Tapeten zur genauesten Untersuchung. Von beiden erhielt ich den gleichlautenden Bescheid, daß sie ungemein stark arsenikhaltig seien. Nun ließ ich die ganzen Wände, welche auf Leinwand gespannt waren, heraus schneiden und verbrennen, die Decken, welche vom Fuß großenteils entblößt waren und die

obere Balkenlage zeigten, wurden mit Leinwand bespannt und mit weißer Tapete beklebt. Dann wurde ich wieder am anderen Vormittag gerufen, weil diese Decken Loch an Loch zeigten, von der Größe einer Bohne. Ratlos standen wir alle, bis ein verständiger Arbeiter die Erklärung abgab, es seien Mäuse gewesen, die dies zerfressen und die entweder auf dem Boden ihre Heimat hätten oder aus dem Garten heraufgekommen wären, angelockt durch den Geruch des frischen Kleisters. Der Mann hatte recht, aber ich wollte meine Absicht nicht aufgeben und ließ die Decken mit ganz dünnen Brettern verschalen und anstreichen; während der Anwesenheit des Königs-paares wurden diese Zimmer sehr gut benutzt.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich in der ganzen Zeit, bis die Herrschaften eintrafen, mich keinen Augenblick von den Gebäuden entfernen konnte; nur dadurch, daß die fremden Arbeiter wußten, daß ich sie jede Minute beaufsichtigte, ihnen aber, wo es anging, Erleichterungen oder kleine Zubußen gab, war es mir möglich, sie bereitwillig und tüchtig zur Arbeit zu erhalten. Sie ließen es sogar zu, daß ich ihnen manchmal meine Unzufriedenheit recht bemerkbar machte.

Da die Königin Elisabeth ihres leidenden Fußes wegen keine weiteren Wege machen und keine Treppen steigen konnte, so hatte ich für den Trägerdienst zwei Italiener angenommen, der eine, Namens Pietro, von schwächlicher, der andere von großer Figur; der kleine ging beim Treppensteigen voran und beim Absteigen der größere, so daß hierdurch der Stuhl mehr im Gleichgewicht erhalten wurde. Die Leute hatten sich gut eingeübt, und ich ließ für sie einen entsprechenden Civilanzug machen; nachdem beide gehörig gesäubert, glatt rasiert und frisiert waren, sahen sie in ihren dunklen Livreen außerordentlich gut aus, namentlich Pietro machte einen sehr ansprechenden Eindruck.

So konnte ich denn der Ankunft der Herrschaften, die auf den nächsten Tag festgesetzt war, mit Ruhe entgegensehen. Da erschien aber früh morgens mein italienischer Mittelsmann,

Baravoni, der mir bei allen Verhandlungen mit Italienern sehr nützlich gewesen, mit verstörtem Gesicht und teilte mir mit, daß er die ganze Nacht hindurch keine Ruhe gehabt, denn er habe gehört, daß ich den Pietro als Träger für die Königin engagiert hätte. Er fühle sich verpflichtet, mir mitzuteilen, daß Pietro ein begnadigter Galeerensträfling sei, der wegen Ermordung seines Kameraden zu zwanzig Jahren verurteilt gewesen und wegen seiner vorzüglichen Führung nach sechs Jahren begnadigt worden sei. Ich war wie vom Schläge gerührt: was sollte ich thun? Augenblicklich Erfaß zu schaffen, war kaum möglich, ich hatte in Pietro bei einer mehr denn sechs-wöchentlichen Beobachtung einen treuen, braven und nüchternen Menschen erkannt; entließ ich ihn, so erregte ich dadurch womöglich den Haß und die Wut des Italieners, er rächte sich vielleicht an seinem Nachfolger, eventl. an meiner oder gar der Person der Königin. Alles das ging mir mit Blitzesschnelle durch den Kopf; ich verlangte von dem Baravoni zunächst, daß er gegen jedermann Stillschweigen beobachten solle, und nach ruhiger, mehrstündiger Überlegung ließ ich Pietro kommen und nahm ihn mir zunächst unter vier Augen vor. Vor allem fragte ich ihn, ob das, was ich über ihn vernommen, seine Richtigkeit habe und wie dies zugegangen sei. Er gab an, daß er in einem kleinen Orte in der Nähe von Rom ein Häuschen bewohnt, dahinter war ein Garten mit einem Apfelsinenbaum, der ihm viel Freude gemacht; daneben wohnte sein guter Freund. Nun hatte er bemerkt, daß ihm sehr oft einige der reif gewordenen Apfelsinen gestohlen wurden. Vergebens legte er sich auf die Lauer, um den Dieb zu entdecken. Sein Freund half ihm manchmal dabei, aber umsonst; da beschloß er denn, die Nächte hindurch in einem sicheren Versteck liegend zu wachen, und endlich in der dritten Nacht sah er, wie sein guter Freund über den Zaun kletterte, die besten Apfelsinen beim Mondschein aussuchte und in die Tasche steckte. So lange hatte er gewartet, nun sprang er hervor und stellte seinen Freund als Dieb. Ein Wort

gab das andere, die heftigsten Drohungen fielen, sein Freund zog das Messer, er zu seiner Verteidigung desgleichen, und er könne nicht angeben, wie es gekommen, daß sein Gegner mit einem Mal tot zu Boden sank.

Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe, hielt ihm die ganze Schwere seines Verbrechens vor, der Mensch zerfloß beinahe in Thränen und bezog sich auf seine mehrjährige außerordentlich gute Führung. Er schwor mir bei allen Heiligen und bei den Gebeinen seiner Mutter, daß ich keinen Tadel über ihn hören solle, und er hat Wort gehalten und bekam für seine gute Führung bei der Abreise der königlichen Herrschaften noch eine reiche Belohnung.

Das Königspaar traf an einem schönen Decembertage zu der im Reiseprogramm festgesetzten Zeit mit gesamttem Gefolge und Dienerschaft in Rom ein. Ich wies jedem das für ihn bestimmte Quartier an, jeder suchte sich so gut wie möglich einzurichten, und wo es noch hier oder da fehlte, half ich gern aus und hörte von keiner Seite eine entschiedene Unzufriedenheit; im Gegenteil, als man nach längerem Aufenthalt aus eigener Anschauung Einsicht davon genommen, mit welchen Schwierigkeiten die Logierung verbunden gewesen, waren alle doppelt zufrieden. Viel zu dem Wohlbefinden trug auch die für Fremde in gewisser Beziehung ausgezeichnete Lage der Bottschaftsgebäude bei. Auf der einen Seite hatte man den Überblick über die gesamte Stadt Rom, auf der anderen über das Forum romanum hinweg mit seinen mächtigen Trümmern aus vergangener Zeit in die Campagna bis zu den Sabinerbergen, die dritte Seite, namentlich an der Gartengrenze, gewährte Einblick in den Absturz des Tarpeischen Felsens und die sich anschließenden jämmerlichen Arbeiterhäuser und das Ghetto.

Die römische Zeit wäre für uns Alle eine Zeit der Freude und des Genusses gewesen, wenn uns nicht wachsende Sorge um das Befinden des teuren Herrschers bedrückt hätte. Denn wir konnten uns nicht verheimlichen, daß der Aufenthalt in der

Siebenhügelstadt kaum das Fortschreiten des langsamen Verfalls der geistigen und leiblichen Kräfte des Königs verhinderte. Oft vermochte der König nicht, seine Gedanken in Worte zu kleiden, und man merkte ihm die innere Qual an, die ihm dies verursachte; desto freundiger aber leuchteten seine Augen, wenn es ihm gelungen war, die gesuchten Ausdrücke der Namen und Daten zu finden und auszusprechen. Gern verweilte er bei den Erinnerungen an seinen um dreißig Jahre zurückliegenden ersten Aufenthalt in Rom, er hatte seine damals geführten Tagebücher bei sich und an der Hand derselben machte er seine Gemahlin auf vieles aufmerksam, was ihn einst gefesselt und ihm von Wichtigkeit erschienen.

Von rührendster Liebe und zärtlichster Aufmerksamkeit war auch hier, wie überall und bis zum letzten Augenblick des Königs, die Königin Elisabeth. Sie las klar im Innern ihres Gemahls, sie verstand ihn, ehe er ein Wort geäußert, sie suchte ihn zu erheitern und zu unterhalten, von ihren Ausfahrten brachte sie Kunstwerke mit heim, deren Betrachtungen dem König Genuß gewährten, nur für ihn lebte, dachte, empfand sie, und obgleich selbst leidend, ließ sie nie etwas davon ihren Gemahl merken und wußte ebenso standhaft ihren Kummer um das Wohl des teureren Mannes zu unterdrücken.

Dabei blieben der hohen Frau nicht andere, von außen an sie heratretende Sorgen erspart. Erhielt sie doch Kunde von der schweren Erkrankung ihrer Nichte, der Erbgroßherzogin Marie Anna von Toscana (einer geborenen Prinzessin von Sachsen), die sich erst wenige Monate vordem mit dem reichbegabten, lebenswürdigen Erbgroßherzog Ferdinand vermählt hatte; noch vor der Reise nach Rom hatte sich in Florenz das Königspaar an dem reinen, jungen Eheglück der Erbgroßherzoglichen Herrschaften erfreuen können, was auch für den König ein freundlicher Lichtblick gewesen und wovon oft in den Unterhaltungen die Rede war, stets in besonders sympathischer Weise. Und kurz nach dieser Kunde, die der Königin sehr nahe ging, erfuhr sie

von dem plötzlichen Hinscheiden einer anderen Richte, der Fürstin Luise von Windisch-Grätz, einer geborenen Herzogin von Mecklenburg.

Mit bewundernswerter Überwindung dieser und anderer seelischer Erschütterungen war die Königin die treueste und aufopferndste Gefährtin ihres Gemahls; bei ihrem Kommen heiterte sich sein Blick auf, er empfand ihre Nähe als Linderung, ihre gute Laune teilte sich ihm mit und entriß ihn seinen Grübeleien. Mit unendlicher Bärtlichkeit hingen die schönen, seelenvollen Augen der Königin an dem Gemahl, der ihr oft dankbar die Hand reichte und sie durch Aufmerksamkeiten aller Art zu erfreuen trachtete. A. von Neumont, dessen ich schon gedacht, hat einst mit schönen Worten das Wesen der edlen Fürstin gezeichnet: „An dem, was sie mit ihrem klaren Blick und ruhigen Urteil ermaß und als wahr erkannte, hielt sie unverbrüchlich fest. Sie war nicht sanguinisch und gab sich nicht leicht Illusionen hin, vor manchen Enttäuschungen ist sie dadurch bewahrt worden. Auch hierdurch hat sie wohlthätig eingewirkt, so auf ihren Gemahl wie auf die allgemeine Gestaltung der Dinge, wo es an ihr lag. Ihr Blick war rasch, aber sie ließ sich doch Zeit zur Prüfung. Laune kannte sie nicht. Wem sie Vertrauen und Wohlwollen geschenkt, der konnte auf deren Dauer rechnen. Ihre herzliche und einfache Freundlichkeit und wahre Leutseligkeit, die sich schon in ihren Blicken kund gaben, drangen bei allen, Großen wie Kleinen, zum Innern. Von ihrem Vater hatte sie den einfachen und geraden Sinn geerbt, welcher auch den für den Thron Geborenen Leben und Menschen kennen lehrt; von der Mutter die echt vornehme, sichere Haltung, ohne Stolz noch Prunk, aber mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit der Übereinstimmung von Stellung und Erscheinung mit der inneren Würde, ohne welche die äußere nichts ist. Ihr gerader und gerechter Sinn und ihre tiefinnerliche Wahrheit bestimmten aber auch ihre Haltung dem gegenüber, was ihr keine Achtung und kein Vertrauen einflößte. Dingen wie Personen gegenüber, kannte sie darin keinen Kompromiß:

man fühlte es durch. Sich vordrängen, Übertreibung, Indiscretion stießen sie ab; das lebendigste Sittlichkeitsgefühl theilte sie mit dem Könige. Sie verlangte Wahrheit und Treue, wie sie dieselben besaß.“ — —

Alle Sonntage fand in der kleinen, im Palazzo befindlichen evangelischen Kirche ein Gottesdienst statt, dem die in Rom weilenden Preußen beizuhören konnten. Mehrere Wochen hindurch war auch die Fürstin Liegnitz anwesend, welche dem Königs-paare einen Besuch abstattete. Der Weihnachts-Aufbau fand in der in der Heimat üblichen Weise statt, für jede Dame und jeden Herrn des Gefolges war ein besonderer Tisch bestimmt, auf welchem die üblichen Geschenke lagen. In Ermangelung der heimatlichen Tannenbäume hatte ich auf jeden Tisch einen Lorbeerbaum stellen lassen, mit Lichtern reich versehen; der König ging zwar von einem Tisch zum anderen, seine Teilnahme bezeugend, aber es war doch ein recht trauriger Anblick, wie wenig der sonst so lebhaft Herr dabei empfand.

Bis Ende Februar 1859 zog sich meine Anwesenheit in Rom hin, dann löste mich ein anderer Beamter aus Berlin ab und ich konnte in die Heimat zurückkehren. Vor meiner Abreise ließ mich die Königin Elisabeth in ihre Wohnung kommen, um mir mit wirklich herzlichen und wohlwollenden Worten ihren Dank auszusprechen für das, was ich gethan; der Baron Kanitz, erwähnte sie, habe ihr ein Bild gemacht von dem, wie der Palazzo vor meiner Ankunft ausgesehen, und daß er es fast für unmöglich gehalten, eine Wohnung für die Herrschaften und Gefolge daraus herzustellen, namentlich dankte mir die Königin, daß ich ihr Wohnzimmer so behaglich eingerichtet und so manche Erinnerung an Sansjoui damit verbunden hätte. Sie bat mich, als ein Zeichen ihrer Anerkennung und als eine Erinnerung an meinen Römischen Aufenthalt eine kostbare Brillantnadel mit ihrem Namenszuge anzunehmen. Tiefbewegt sprach ich meinen Dank aus, und wehmütigen Herzens verließ ich am nächsten Morgen Rom, in tiefer Sorge um den kranken königlichen Herrn und seine

so tief mitsühlende und selbst der Schonung bedürftige Gemahlin.

Über Florenz, Pisa, Genua, Mailand, Venedig und Triest kehrte ich nach Berlin zurück, wo ich meine Lieben nach langer Abwesenheit freudig wieder in die Arme schließen konnte. —

Die Rückkehr der königlichen Herrschaften, und zwar nach Sansjoui, erfolgte erst am 23. Juni 1859. Von nun an dinierte das Königspaar allein bis zum 7. August, von da ab die Königin ganz allein in einem Gemach, welches in unmittelbarer Nähe des Zimmers des Königs lag. Auch als im September die nächsten Verwandten, die Großherzogin von Schwerin und die Prinzessin Friedrich der Niederlande, die Königin auf einige Tage besuchten, vereinigten diese Herrschaften sich im Turmzimmer, um immer nahe dem König zu sein. Die übliche Hubertusjagd fand zwar statt, doch folgte kein Diner.

Am Ende des Jahres wurde der Zustand des Königs immer bedenklicher, aber man hoffte, vielleicht noch ein Hinhalten zu erzielen durch einen Aufenthalt an der See in Verbindung mit mildem Klima; dafür wurde das englische Bad Torquay ausgewählt, und ich erhielt wiederum den Auftrag, ein geeignetes Unterkommen zu beschaffen. Durch Vermittelung unseres Gesandten in London hatten mehrere englische Herren ihre dortigen Besitzungen zur Verfügung gestellt, aber ich sollte, wenn irgend möglich, nur ein Abkommen gegen Miete treffen. Bei Besichtigung der dortigen Villen und Schlösser bekam ich erst einen Begriff von der Großartigkeit der Lebensweise des englischen reichen Adels, gleichzeitig aber auch von der praktischen Einrichtung der Nebenräume für Ökonomie und Fürsorge für die Dienerschaft. Ehe ich jedoch über eine Auswahl mich entschieden, traf eine Depesche ein, daß ich meine Unterhandlungen abbrechen und zurückkommen möchte, da der Gesundheitszustand eine Reise nicht mehr gestattete. Ich verließ das herrliche Torquay, wo die Vegetation am Jahresende kräftiger und üppiger stand, wie ich sie zur selben

Jahreszeit in Rom gefunden, und die Temperatur so milde war, daß ich im leichten Sommerrock am Meeresufer sitzend dem Fischefang zusehen konnte.

In der bisherigen Weise konnten die Neujahrs-Gratulationen am 1. Januar 1860 leider nicht mehr stattfinden, die Königin begab sich nach der Friedenskirche und nahm dort die Begrüßung und Beglückwünschung der königlichen Familie entgegen. Die Sächsischen Herrschaften machten dem Königspaaire noch im Frühjahr einen Freundschaftsbesuch, bald darauf stellte sich eine Verschlimmerung des Krankheitszustandes des Königs ein, und die Kaiserin von Rußland, welche vom 27. Juli bis 3. August auf Sanssouci verweilte, fand ihn schon recht elend, glaubte aber doch, daß er sie erkannt habe.

Immer heftiger wurden die Krankheitserscheinungen, schon längst war ärztlicherseits auf jede Besserung des Zustandes Verzicht geleistet worden, die Gefahr steigerte sich zu Weihnachten, völlige Apathie trat ein, sodaß am 1. Januar 1861 telegraphisch dem Prinzen von Preußen die Mitteilung gemacht werden mußte, daß das Ableben des Königs stündlich erfolgen könne. Nach dem sofortigen Eintreffen desselben und der anderen prinziplichen Herrschaften betraten dieselben das Krankenzimmer, in welchem sich außer dem Könige bereits die Ärzte und der Hofprediger Sneathlage befanden; nachdem letzterer ein Gebet gesprochen, schien wieder ein ruhigerer Zustand einzutreten, und auf Wunsch der Ärzte wie der Königin Elisabeth zogen die prinziplichen Herrschaften sich wieder zurück, mit Ausnahme des Prinzen von Preußen, welcher auf Sanssouci verblieb. Gegen Abend steigerten sich die Anzeichen eines baldigen Hinscheidens, der Arzt bereitete die Königin darauf vor, um 12 Uhr wurde der Prinz-Regent an das Sterbelager berufen und die anderen Familienmitglieder benachrichtigt, um sofort nach Sanssouci zu kommen, und um 12³/₄ schlummerte der hohe Herr in das Jenseits hinüber.

König Wilhelm I. hatte die preußische Königswürde übernommen! —

Im Sterbezimmer Friedrichs des Großen fand die feierliche Aufbahrung statt.

Im Alkoven des Gemaches wurde ein schwarzer Sammet-Thron aufgestellt, darunter auf einem Podium eine dunkelviolette Sammetdecke, mit Hermelin besetzt, ausgebreitet, welche noch aus der Kurfürstenzeit stammte und nur für diese traurigen Familien-Ereignisse benutzt wurde, darauf kam der Sarg zu stehen. Wände und Fußboden des Zimmers waren mit schwarzem Tuch behangen, desgleichen die Gardinen in den beiden Zimmern.

Während die Arbeiter mit der Einrichtung des Sterbezimmers beschäftigt waren, erschien der Kronprinz zur Besichtigung und sagte zu mir: „Wissen Sie wohl, daß die eigentliche Trauerfarbe für unser Haus dunkelviolett und nicht schwarz ist?“ Ich erwiderte ihm, daß mir dies allerdings bekannt sei, und der Sarg auch auf der bereits ausgebreiteten alten, dunkelvioletten Decke aus kurfürstlicher Zeit zu stehen komme, aber die Dekoration sei doch seit dem Jahrhundert immer schwarz gewesen; er entgegnete: „Ja ja, ich wollte nur nicht, daß es in Vergessenheit kommen solle, daß dunkelviolett die eigentliche Trauerfarbe der Hohenzollern sei.“

Der Aufbahrung folgte am 7. Januar 1861 die feierliche Überführung der sterblichen Reste des Königs nach der idyllischen Friedenskirche, woselbst die Beisetzung stattfand. Der verewigte König hatte genaue Bestimmungen darüber hinterlassen und in diesen verfügt, daß, wenn ihn „seine heiß und ewig geliebte Elise“ überlebe, was er mit Inbrunst erlebe, er einst an ihrer Seite ruhen wolle, im selben Grabe so nahe wie möglich. „Mein Herz“, so hieß es wörtlich weiter, „soll in ein verhältnismäßig großes Herz aus märkischem Granite gelegt und im Eingange der Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg (folglich zu den Füßen meiner königlichen Eltern) in den Fußboden eingemauert und von ihm bedeckt werden.“ Auch die Stelle der Beisetzung in der

Friedenskirche hatte der König bezeichnet und die Inschrift an-
gegeben: „Hier ruhet in Gott seinem Heilande, in Hoffnung einer
seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichtes, allein be-
gründet auf das Verdienst Jesu Christi, unseres Allerheiligsten
Erlösers und Einigen Lebens: weiland König Friedrich Wilhelm IV.
von Preußen.“





Fünfter Abschnitt.

Regierungsantritt König Wilhelms I. — Einfachheit des Königspaares. — Reisen. — Allerhand Umwandlungen. — Graf Plücker. — Zur Krönung in Königsberg. — Der König revidiert selbst. — Ein Un- und Umfall. — Graf Perponcher. — In Hubertusstock. — Freundliche Erinnerungen. — Graf Wrangel und der „Democrat.“



Mit dem Regierungsantritt König Wilhelms I. trat für die königliche Hof-Verwaltung eine nicht unwesentliche Veränderung ein, denn die Herrschaften blieben der alten Gewohnheit treu und speisten allein, wenn nicht größere Gesellschaft war; die sogenannte tägliche Marschallstafel von zwölf bis fünfzehn Couverts fiel fort, selbst die Palastdamen mußten eigene Ökonomie führen; der Adjutant hatte nur bis zum Diner Tagesdienst bei dem König, der Kammerherr meldete sich zu bestimmten Stunden und ebenso die Leibärzte, die Hofmarschälle hatten natürlich im Laufe des Tages mehrfach Vortrag bei den königlichen Herrschaften. Selbstverständlich nahmen aber die Vorträge der Minister des Civil- und Militär-Kabinetts, die bewilligten Audienzen, die Meldungen, all dies, das sich von Jahr zu Jahr steigerte, die Zeit der Majestäten von früh bis zur Dinerstunde reichlich in Anspruch; es soll damit nur gesagt sein, daß durch diese Änderung der königlichen Hofhaltung der Dienst des Hofmarschall-Amtes im königlichen Palais selbst sich vereinfachte oder vielmehr ganz entbehrlich wurde.

Kein Beamter hatte für die Folge persönlich Dienst im

Palais, auch nicht gelegentlich der darin stattfindenden größeren Hoffestlichkeiten. Der König wie die Königin bekümmerten sich persönlich darum, besprachen das Erforderliche mit den Hofmarschällen, und diese gaben ihre direkten Befehle an den Haushofmeister und die Hoffouriere.

Die größeren Festlichkeiten im Palais bestanden gewöhnlich in musikalischen Aufführungen, Theater-Vorstellungen mit anschließendem Ball im Runden Saal und in der während der nächstfolgenden Jahre ausgebauten langen Galerie. Zu diesen Festlichkeiten und namentlich auch zu den sogenannten Donnerstag-Soiréen, zu welchen 150—200 Personen Einladungen erhielten, bestimmten die königlichen Herrschaften bis auf die letzte Person jeden einzeln, der dazu eingeladen werden sollte; selbstverständlich war dies auch der Fall für die kleinen Thee-Gesellschaften, welche fast allabendlich, zuletzt im Marschallzimmer, stattfanden. Letzteres war aber so klein, daß nur etwa vierzehn Personen sehr beschränkten Platz darin finden konnten. Auch von den zu den großen Hoffesten im Schloß ergangenen Einladungen unterrichteten sich die Majestäten, und bis auf wenige Stunden vor Beginn des Festes sandte die Königin täglich einige eigenhändig geschriebene Nachträge von Namen der noch einzuladenden Personen.

In betreff der Reisen fand ebenfalls eine Änderung statt, denn wenn unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. alle Reisen und namentlich die größeren jederzeit gemeinschaftlich unternommen wurden, bis späterhin die getrennten Badereisen dies unmöglich machten, so reisten unter der Regierung König Wilhelms beide Majestäten stets allein und nahmen dann nur, je nachdem der Zweck der Reisen es gestattete, einen mehrwöchentlichen gemeinschaftlichen Aufenthalt in den bevorzugten Rheinlanden oder in Karlsruhe, Baden-Baden und auf der Mainau, wo sie mit den ihren Herzen so nahestehenden Großherzoglich Badenschen Herrschaften ein glückliches Familienleben genossen.

Den König begleitete natürlich ein größeres Gefolge; außer

einem oder den beiden Hofmarschällen, den General- und Flügel-Adjutanten traten die Herren vom Civil- und Militär-Kabinett hinzu. Mit den sich meldenden Fremden beließ sich die Mittagstafel gewöhnlich bis auf zwanzig Couverts. Bei dieser Ausdehnung war es notwendig, daß immer ein Beamter des Hofmarschall-Amtes anwesend war und den Marschällen zur Verfügung stand, wie dies auch der Fall bei den Beamten des Civil- und Militär-Kabinetts war.

Die Königin liebte es aber, ganz wie in der früheren Weise nur mit einem sehr kleinen Gefolge zu reisen. Zwei Damen, ein Kammerherr und der Doktor genügten; außerdem die frühere Kammerfrau Fräulein von Reindorf, welche gewissermaßen zu einer Vertrauten der Königin emporgestiegen war und der hohen Frau in ihrer sehr ausgedehnten Korrespondenz Aushilfe leisten mußte, bis in späteren Jahren, wegen der vermehrten Anforderungen, der Kabinetts-Sekretär Herr von Kneesebeck eintrat.

Den besten Beweis dafür, wie wenig die Lebensgewohnheiten sich gegen früher verändert hatten, war wohl der, daß das Quartier, welches seit einer Reihe von Jahren in dem Meßmer'schen Hause in Baden-Baden gemietet war, auch nach der Thronbesteigung unter abgeändertem Kontrakt wegen vermehrter Räumlichkeiten eine Mietswohnung für die folgende Zeit blieb. Der König lehnte den Ankauf dieses Hotels ab, ebenso den anderer ihm zur Erwerbung angebotener größerer Besitzungen, er blieb der Ansicht, daß es bei den Verhältnissen bleiben könne, unter denen er und seine Gemahlin als Prinz und Prinzessin von Preußen so manch' glückliche Zeiten durchlebt hatten.

Von diesem Aufenthalt in Baden-Baden aus unternahm die Königin, so lange ihre Gesundheit dies gestattete, gern incognito Reisen nach der Schweiz und selbst nach entfernteren Punkten, in Begleitung einer Dame und eines Herrn. Der Haushofmeister ging voraus als Reisecourier und hatte an den von der Königin bestimmten Orten und in den gewählten Hotels das

Erforderliche zu besorgen, vor allem aber darauf zu achten, daß das *Invegnito* beobachtet wurde. —

In Vorstehendem ist somit aufgeführt, wie sich gewissermaßen das Leben des Hofes in jedem Jahre gestaltete; es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die altüblichen Festlichkeiten, wie sie seit einer langen Reihe von Jahren am Preussischen Hofe üblich waren, keine Veränderungen erlitten, dahin gehört die Neujahrs-Gratulation, die Feier der Geburtstage, das Ordensfest, die Karnevals-Feierlichkeiten, die Parade-Diners, das Schrippenfest, die Manöverreisen, die Hubertusjagd &c.

Auch bezüglich der Wohnungen des Königs-paares fanden keine wesentlichen Veränderungen statt. Im Stadtschlosse zu Potsdam wurde die beschränkte bisherige Wohnung nach der Thronbesteigung beibehalten, welche die prinzlichen Herrschaften benutzt hatten. Sie war zwei Treppen hoch, im Eck-Pavillon nach der Langen Brücke zu belegen; nur die zu derselben führende alte Treppe wurde durch eine neue hölzerne ersetzt und die weißgestrichenen Vorflure als Wartezimmer eingerichtet, ebenso auch die hinter der großen Marmortreppe belegene nur durch Zwischenbeleuchtung spärlich erhellte Galerie, diese diente für die Folge als täglicher Speisesaal.

Da der Preussische Hof einen sehr starken Fremdenbesuch hatte und den Gästen hauptsächlich nur im Stadtschloß ein Unterkommen geboten werden konnte, so wurden die darin belegenen Räumlichkeiten im Laufe der Jahre fast sämtlich zu geeigneten Wohnungen eingerichtet. Die langen, offenen, kasernenartigen Corridore erhielten Abschlußwände, wurden heizbar gemacht, ab und zu mit einem Entresol-Zimmer zur Ausnahme der Dienerschaft versehen, die Wohnungen selbst aber zur Aufnahme von Fürstlichkeiten hergestellt. Dazu zählte eine Wohnung für Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, den häufigsten Gast, eine Wohnung für den Prinzen Friedrich Karl und Gemahlin, die nach deren Vermählung für dieselben eingerichtet wurde, dann im Anschluß an die restaurierten Parade-

kammern eine Wohnung für die Kaiserin von Rußland, hieran anschließend für den Kaiser, den Schluß bildeten die Dranischen Kammern.

Im Schlosse Sansjoui verblieb auch die frühere prinzliche Wohnung in derselben beschränkten Ausdehnung wie bisher den königlichen Herrschaften zur Benutzung und unverändert aus pietätvoller Rücksicht gegen Friedrich den Großen, nur das Schlaf- und Sterbezimmer desselben, welches unter der Regierung König Friedrich Wilhelms II. von dem Baumeister Erdmannsdorf vollständig umgeändert war und störend auf den Rococostil des Schloßchens einwirkte, mißfiel dem König sehr und er hätte es gern so wieder einrichten lassen, wie es beim Ableben des Großen Königs gewesen. Aus den vorhandenen Rechnungen hatte ich eine ganz genaue, bis in alle Einzelheiten hineingehende Beschreibung gemacht, der König nahm Einsicht davon und bejahl, daß der Hofbaurat Professor Strack hiernach kolorierte Zeichnungen anfertigen sollte. Der König war sehr damit zufrieden, sprach die Absicht aus, den Bau danach ausführen zu lassen, aber bei dem guten Willen ist's geblieben, denn andere Verhältnisse traten dazwischen. Nach dem Tode des Königs erhielt Professor Strack die Zeichnungen als sein Eigentum zurück, ich erbat sie mir von ihm als Mitbeteiligter und habe sie dem Hohenzollern-Museum überwiesen.

Au der Spitze der königlichen Hofverwaltung stand der Hofmarschall Graf Pückler, welcher in der prinzlichen Hofverwaltung sich viele Jahre hindurch das vollste Vertrauen der Herrschaften erworben hatte, und gern hätte ihm der König auch die gesamte Verwaltung am Königshof übergeben, doch ging dies leider unter den obwaltenden Verhältnissen nicht, ohne eine vollständige Umänderung herbeizuführen. Davon nahm der König Abstand, machte es aber zur Bedingung, daß dem Grafen die Verwaltung des königlichen Obermarstalles unterstellt wurde sowie des Leibstalles im Palais, getrennt vom Obermarstallamt, und die Besitzung Babelsberg inklusive Park.

Das erste Jahr der Regierung des Königs verlief ruhig, wozu schon die Trauerzeit Veranlassung gab, dann folgten die Reisen in bisher üblicher Weise, und eine lebhaftere Bewegung kam erst in die Amtsthätigkeit, als der König bestimmte, daß am 18. Oktober 1861 die feierliche Krönung in Königsberg stattfinden sollte. Was diese und den Verlauf derselben anbelangt, so enthalte ich mich jeder Beschreibung und verweise auf das Buch des Grafen Stüllfried.

Mir waren die Einrichtungen der Wohnungen und Ökonomie-Räumlichkeiten im Schlosse zu Königsberg übertragen worden, und da ein großer Teil des Schlosses von den Bureaus der Regierung, des Ober-Präsidentiums, des Ober-Tribunals &c. ausgefüllt wurde, welche Räume erst wenige Tage vor der Feier mir zur Verfügung standen, so kann man sich denken, welch' eine Arbeitslast zu bewältigen war. Sämtliche bauliche, zur Krönung erforderliche Einrichtungen, auch in der Kirche, waren dem Geheimen Oberbau-Rat Stüler übertragen; das Decorative führte ich mit demselben gemeinschaftlich aus, zu den beiden Thronhimmeln für Ihre Majestäten hatte ich mit höherer Genehmigung den Thron, welcher früher im Staatsrats-Saale des Berliner Schlosses gestanden hatte, verwendet. Derselbe befindet sich zur Zeit im Hohenzollern-Museum. Auch für die Wohnungen, welche für die fremden Fürstlichkeiten und hohen Gäste, teils in Regierungs-Gebäuden, teils bei Privatpersonen bereit gestellt werden mußten, zu sorgen, war meine Aufgabe gewesen, und der Oberhofmarschall, der sich von allem selbst überzeugen wollte, besuchte jedes einzelne Quartier. Ich mußte ihn dabei begleiten, und er war, abgesehen von einigen unwichtigen Änderungen, mit allem einverstanden.

Hier in Königsberg hatte ich zum erstenmal die Ehre, mit dem König persönlich in Berührung zu kommen. Derselbe besichtigte alle Vorbereitungen in der Kirche, den Krönungsgang, den großen Krönungsbalkon &c. und verlangte diese oder jene nähere Auskunft von Stüler und von mir, gab auch selbst manche

Abänderungen an. Nach der Rückkehr in die Wohnung muß der König noch allein weitere Inspektionen vorgenommen haben, denn er schickte an den Grafen Bückler einen eigenhändig geschriebenen Zettel, den mir derselbe zur Veranlassung des weiteren zusandte. Der Zettel lautete: „Auf den Kissen müssen Bänder angebracht werden, mit denen die Insignien so fest gebunden werden können, daß ein Herabfallen nicht zu fürchten ist, denn die Träger sind meist bejahrte Herren.“ Es sei bemerkt, daß diese Insignien nur vorläufig auf Drap d' argent-Kissen lagen und im Thronzimmer aufbewahrt wurden.

Hier sei noch eines Vorfalles gedacht, der Stüler und mich in argen Schrecken versetzte.

Nach einem arbeitsreichen Tage gingen Stüler und ich, es mochte wohl schon Mitternacht sein, auf dem Schloßhof auf und ab, um eine Cigarre zu rauchen und frische Luft zu schöpfen; da hörten wir einen dumpfen Ton, der aus der Hinterfront der Wohnung des Königs zu kommen schien. Wir bemerkten auch, daß die Fenster des Vorzimmers sich plötzlich erhellten, wir eilten hinauf und sahen dann zu unserem größten Schrecken, daß das Gerüst mit allen Fahnen und Standarten der preussischen Armee (153 an der Zahl) umgeschlagen war und die Feldzeichen bis in die Mitte des Vorzimmers gefallen waren. Zum Glück hatte weder der König noch die Königin, deren Schlafzimmer entfernter lagen und die bereits schliefen, nichts davon gehört.

Eine genaue Untersuchung von Stüler ergab, daß das feste Gerüst, in welchem die Fahnen und Standarten standen, aus drei- bis vierzölligen Bohlen angefertigt, den sichersten Halt gab. Dieses Gerüst war noch mit Bankeisen an einem etwa 80 Centimeter hohen Paneel befestigt. Letztere Befestigung hatte leider nachgelassen, denn beim Einstellen der Fahnen hatte man nicht die nötige Vorsicht beobachtet; die leichteren Fahnen waren sämtlich in die hintere Abteilung des Gerüsts, dagegen die schweren Standarten in die vordere eingestellt worden, so daß das

große Übergewicht nach vorn lag und hierdurch die Bauteisen aus der Wand gerissen wurden.

Nun war die Aufgabe, über Nacht alles in möglichster Heimlichkeit wieder in Ordnung zu bringen, damit womöglich niemand von dem Vorfall, der leicht zu abergläubischen Voraussetzungen Veranlassung hätte geben können, Kenntnis erhielt. Diese Arbeit auszuführen, war aber um so schwieriger, als in dieser Nacht vor dem Krönungstage alle Handwerker bereits das Krönungsfest feierten, niemand war zu Hause, alle saßen in Vergnügungslokalitäten, und erst nach Stunden gelang es, den Schlosser- und Tischlermeister sowie einige Gesellen aufzutreiben, allerdings in sehr angeheitertem Zustande, sodaß erst gegen 8 Uhr morgens die Arbeit beendet war, die um so längere Zeit erforderte, als jedes Geräusch vermieden werden mußte und nur mit Schrauben und Bohrern die Befestigung sicher hergestellt werden konnte. —

Von Königsberg begaben sich die königlichen Herrschaften zunächst nach Danzig, wo ihnen seitens der Stadt eine große Festlichkeit bereitet ward, dann nach Berlin, wo es ebenfalls nicht an Feierlichkeiten fehlte, und darauf nach Schlesien, um in Breslau eine Art Huldigung entgegenzunehmen. Nach der Rückkehr aus Breslau verlief der Winter und die sich anschließenden Karnevals-Festlichkeiten in gewohnter Weise. Leider wurde Graf Pückler im Frühjahr, wohl durch Anstrengung im Dienst, der für eine Person wirklich fast zu viel war, öfter leidend und mußte sogar mehrere Wochen das Bett hüten. Anfragen, die in dieser Zeit an den König zu stellen waren, vermittelte der diensthabende Flügel-Adjutant, während dies bei der Königin die Palastdame Gräfin Hacke und Fräulein von Reindorf übernahmen, mit denen ich dadurch viel in Berührung kam. Aus dem Verlauf des Ganzen ergab sich von selbst, daß es ohne Nachteil für die Verwaltung so nicht weiter gehen konnte, bis denn auch durch die Ernennung des Grafen von Perponcher zum Hofmarschall in jeder Beziehung Ersatz geschaffen wurde, während die oberste Leitung Graf Pückler in Händen behielt.

Für mich hatte dieser Wechsel den Vorteil, daß ich von jener Zeit an die Berrichtungen eines Direktors im Ober-Hofmarschall-Amt ausübte, nur der Titel wurde mir auf Einspruch des Herrn von Objsfelder vorenthalten, da jener angab, daß bei der Hofverwaltung nur ein Direktor existiere und er diese Stellung im Hausministerium bekleide, was übrigens nicht ganz richtig war, da es einen Garten-Direktor, einen Bau-Direktor zc. gab. Für mich aber war es genügend, daß ich einen Wirkungskreis erhielt, in welchem ich meine volle Brauchbarkeit, auf langjährige Erfahrungen gestützt, entwickeln konnte. Graf Perponcher ließ mir große Freiheit in der Verwaltung, gab mir aber folgende Verhaltensregel: er sei in seiner früheren Stellung bei der prinzipalichen Hofverwaltung jeder Zeit mit den ihm bewilligten Etatsmitteln ausgekommen. Jetzt habe er aber eine so ungleich größere Verwaltung übernommen, daß ihm die Zeit fehle, sich von der Bilanz der Einnahmen und Ausgaben jeder Zeit genau zu unterrichten, es sei aber sein fester Wille, mit den ihm bewilligten Etatsmitteln auszukommen. Da übertrage er mir denn diese Verantwortung und lasse mir freie Hand; wenn er aber jemals gezwungen sein sollte, am Jahreschluß eine Nachforderung zu erbitten, dann wäre sein Vertrauen verscherzt und er würde sich gezwungen sehen, andere Einrichtungen zu treffen. Nun, der Fall ist bis zu meinem Ausscheiden aus dem Amte im Jahre 1888 niemals vorgekommen.

Da Graf Pückler mit eiserner Beharrlichkeit daran festhielt, die Leitung des Ganzen in seiner Hand zu behalten, statt, wie ich hoffte, einen Teil davon dem Grafen Perponcher zur selbstständigen Verwaltung abzutreten, so ergaben sich mancherlei schwierige Situationen, die aber stets durch die ritterliche Liebenswürdigkeit und das denkbarste Entgegenkommen des Grafen Perponcher ihre friedliche Lösung fanden.

In den nächsten Jahren begleitete ich den König auf seinen Reisen, bis sich meine häufigere Abwesenheit von Berlin doch nicht recht mit den täglich wachsenden Arbeiten vereinigte und ich

mehr und mehr, von besonderen Gelegenheiten abgesehen, in der Hauptstadt verblieb. Freundliche Erinnerungen verknüpften sich mit wiederholten Besuchen von Hubertusstoß, wo der König gern zur Jagd weilte, zu welcher oft zahlreiche Einladungen ergingen. Das Jagdschloßchen, im Schweizer-Stil erbaut, liegt einige Meilen von Neustadt-Eberswalde und etwas weniger weit entfernt von Joachimsthal in der Grimmiger Forst, der sogenannten Schorfhaide.

Die Einrichtung mußte auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. in einfachster Form, an die Zeit Friedrich Wilhelms I. erinnernd, ausgeführt werden, beispielsweise wurden die einfachen Möbel in den kleinen Logierzimmern sämtlich broncegrün gestrichen. Nur Männer, wie Fontane oder Trinius, können den eigentümlichen Reiz schildern, der hier in diesem märkischen Walde liegt, oder auch die Aufregung, von welcher jeder, wenn er auch nicht Jäger ist, erfaßt wird, wenn er gegen Abend das Geschrei der Hirsche hört und diese aus dem Waldesdickicht auf die offenen Blößen hinausstreten, gefolgt von ihren Rudeln. Unausprechlich schön und ergreifend ist auch bei untergehender Sonne der Werbeliner-See in seiner Ruhe und Abgeschlossenheit. Die Königin Elisabeth hatte sich mehrere Male diesen Genuß nicht versagen können und das Schloßchen mit ihrem Besuch beehrt.

Manch' heitere Szenen, die in diesem begrenzten Raume weit zahlreicher vorkamen, als anderwärts, könnte ich anführen, unter anderem wie Prinz Albrecht, der vor Ankunft des Königs schon zwei Tage bei dem Förster am Werbeliner-See gewohnt und gejagt hatte, nun am Abend nach Eintreffen des Königs seinen Umzug in das Schloßchen hielt. Da sein Wirt, der Förster, mit seinen Leuten für die Jagd am nächsten Tage mit Vorbereitungen im Walde beschäftigt war, so hatte der Prinz die Koffer auf eine lange Karre laden lassen, der Leibjäger mußte dieselbe schieben, und der Prinz half selbst an einem vorn angebundenen Strick in den tiefen Sandwegen ziehen.

In diesem Aufzug fuhr der Prinz triumphierend unter all-

gemeinem Jubel mitten in die Jagdgesellschaft hinein, welche, wie üblich, vor dem Diner sich vor dem Schloßchen versammelt hatte.

Bei einer anderen Jagd, als nicht sämtliche Gäste im Schloßchen untergebracht werden konnten, hatte ich den alten General Wrangel bei dem Ziegeleibesitzer am Werbeliner-See einquartiert, obgleich mir bekannt war, daß derselbe nach damaligen Begriffen als „sehr rot angehaucht“ galt. Als die anderen Herren dies erfuhren, zögerten sie nicht, die alte Exzellenz darauf aufmerksam zu machen und damit zu necken. Der General machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich gerade ihn dahin gelegt, und meinte, er ginge mit keinem Fuß über die Schwelle dieses „Demokraten.“

Ungemein bedauerte ich dies und versprach, zu versuchen, anderweit Rat zu schaffen; ich würde nun zunächst zu dem Manne hinüberfahren und ihm das Nötige mitteilen, denn die wunderhübsche junge Frau des Ziegeleibesitzers habe sich alle erdenkbare Mühe gegeben, um den Aufenthalt für Exzellenz zu einem angenehmen zu machen, und es gebe keinen schöneren Punkt weit und breit, als am Abend auf der Veranda des Häuschens zu sitzen und den See zu überblicken; mir würde es allerdings schwer werden, diese reizende Frau zu beruhigen. Ich sah, wie von Minute zu Minute sich das Gesicht des alten Herrn aufheiterte, bis er mit der Frage losbrach: „Also eine hübsche Frau hat der Mann?“ „Nein, Exzellenz, eine wunderhübsche, und sie ist keine Demokratin, nein, sie schwärmt für Ew. Exzellenz.“ „Na“, meinte der Graf, sich den Bart streichend, „dann will ich es mal versuchen“, und am anderen Morgen sagte er mir mit freundlichen Worten, daß er ein sehr gutes Quartier gehabt hätte und der Mann gar kein ‚Roter‘ sein könne.





Sechster Abschnitt.

Besuch König Wilhelms I. in Paris 1867. — Der König wohnt einem Hof-Marschalls-Vortrage bei. — Pariser Erinnerungen. — Die Hofhaltung Kaiser Napoleons III. — Die Schlösser in den neuen Preussischen Provinzen. — Allerhand Veränderungen. — Bauten für den Königlichen Hof unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. — Umänderungen im Berliner Schloß. — Einft und jezt. — Der Weiße Saal. — Unzuträglichkeiten bei Hoffesten. — Vorschläge. — Kaiser Wilhelm I. und Schloß Babelsberg. — Jagdschloß Königs-Wusterhausen. — Die Schlösser in Königsberg und Breslau. — Kunst-Ankäufe.



Als König Wilhelm I. der Einladung des Kaisers Napoleon Folge leistete und sich 1867 zur Weltausstellung nach Paris begab, ersuchte mich Graf Bückler, den König zu begleiten, da jener die Absicht hatte, in Paris verschiedene Einkäufe zu machen und auch seidene Wandtapeten zur Erneuerung der Wandbekleidung in der sogenannten Königskammer im Berliner Schlosse auszufuchen, die den früheren möglichst entsprechen sollten und in Berlin nicht zu beschaffen waren. Außerdem wollte mir mein Chef Gelegenheit bieten, auch diese Ausstellung zu besuchen, wie ich bereits in dienstlichem Interesse die bis dahin stattgefundenen internationalen Ausstellungen in London, Paris u. besucht hatte.

Untermweg, bei Abgang unseres Zuges, traf der Kabinetts-briefträger mit dem Postbeutel ein; die an den König adressierten Sachen wurden ihm durch den Kammerdiener in den großen mittleren Raum seines Salonwagens gelegt, wo sie der König sofort bearbeiten wollte. Auch die für das Ober-Hofmarschall-Amt

bestimmte Mappe kam mit dem Postbeutel, ich übernahm sie, und Graf Pückler führte mich in das leere kleine Coupé des Salonwagens, damit ich ihm dort ungestört darüber Vortrag halten könne. Während desselben öffnete der König die Thür seines anstoßenden Salons, blieb in der Thüröffnung stehen, übersah sofort den Sachverhalt und sagte: es sei bei ihm so warm gewesen, darum habe er die Thür aufgemacht, nun wolle er aber die Gelegenheit benutzen, einen Hofmarschall-Amts-Vortrag mit anzuhören. — Der Oberhofmarschall gab mir ein Zeichen fortzufahren, zuerst ging es etwas langsamer weiter, dann aber in üblicher Weise, und der König richtete diese oder jene Frage dazwischen oder wollte über manche Sachen Auskunft haben. Endlich trat er zurück, weil, wie er sagte, er weiter arbeiten müsse, ließ aber die Thür offen stehen; ich beendete meinen Vortrag und verschwand bei der nächsten Haltestelle mit der schwarzen Mappe aus dem Coupé.

In Paris war für den König und das ihn begleitende Gefolge in den Tuilerien im Pavillon Marjan die Wohnung hergerichtet worden. Mein zweifenstriges Zimmer lag im oberen Stock mit der Aussicht auf den herrlichen Tuilerien-Garten, den gewaltigen Concordien-Platz und den silbernen Flußlauf der Seine. Es gewährte außerdem den besten Ueberblick zu der großartigen Beleuchtung, welche in bekannter Weise zu Ehren der fremden Fürstlichkeiten veranstaltet wurde. Zwei Pariser Ehepaare machte ich glücklich, da ich sie für diesen Abend zu mir gebeten hatte; sie genossen von den Fenstern meines Zimmers den zauberhaften Anblick in bequemster Weise, sprachen auf das überschwenglichste ihren Dank aus, hinzufügend, daß sie von allen Pariseru die beneidenswertesten gewesen wären.

Als Gegenleistung fuhr das eine Ehepaar mit mir eines Tages nach La Ferrière, da sie mit Rothschild derart bekannt waren, daß sie Fremde zur Besichtigung des Schlosses und Parkes ohne Anfrage einführen konnten. Der alte Herr war anwesend, begrüßte uns freundlich, sagte, daß wir uns nicht stören lassen

möchten und alles ansehen sollten, er bliebe in seinem Arbeitsgemach. Ich fand namentlich die Fremdenzimmer in elegantem Geschmack stilgerecht eingerichtet, aber die Hauptsache, den großen Mittelsaal, so überfüllt mit den kostbarsten alten und neuen Kunstschätzen, daß ein richtiger Überblick nicht möglich war. Die Stallungen, der Park und die Fasanerie waren äußerst sehenswert. Wie hätte damals schon der Gedanke Raum finden können, daß wenige Jahre später dieses Schloßchen eine historische Bedeutung erhalten würde! —

Eines Tages kam der König in einem offenen Wagen mit der Kaiserin Eugenie nach den Tuileries zurück, das Gefährt hielt vor der Eingangsthür seiner Wohnung, der König stieg aus, wendete sich und begrüßte die Kaiserin, die im Wagen aufrecht stand, militärisch, stieg dann die zehn bis zwölf Stufen des Podestes hinaus, grüßte in gleicher Weise zum zweitenmal und beim Eintreten in seine Thür nochmals. So lange war die Kaiserin stehen geblieben, erwiderte seine Grüße und setzte sich dann erst, um nach ihrer Wohnung zu fahren.

Als der König in die Vorhalle trat, sah er mich und den Polizei-Direktor Seisfried stehen; wohl in Erinnerung an das vor kurzem stattgefundene Attentat gegen die beiden Kaiser legte der König seinen Stock an die Wand und zielte auf uns mit den Worten: „Nun kommen wir 'ran!“

Durch Vermittelung des Grafen Büdler hatte der Grand-Marschall Befehl gegeben, daß mir alle Einrichtungen des kaiserlichen Hofhaltes gezeigt werden sollten; nur das Garde meuble imponierte mir, alles andere machte einen dürftigen Eindruck, als ob ein neuvermähltes Paar seine Wirtschaft für den ersten Bedarf eingerichtet hätte. In dem kleinsten deutschen Fürstenhause würde man es besser gefunden haben, bestanden da ja noch die alten ererbten Sachen. Im Gegensatz hierzu hatte bei dem kaiserlichen Hofhalt von dem ersten bis zum letzten Stück alles neu beschafft werden müssen. Nichts gemahnte an frühere Zeiten, — nichts an die Regierung des ersten Napoleon, noch viel

weniger an die der einstigen Herrscher. Überall bekundete die Hofverwaltung etwas hotelartiges.

Unglaublich erschien es den Franzosen, daß König Wilhelm wenn er die Ausstellung allein besuchte, alle Absperrungsmaßregeln aufheben ließ und mitten im Publikum verkehrte, wobei seine Begleitung oftmals Mühe hatte, nicht von ihm abgedrängt zu werden.

Eines Abends besuchte ich ein Theater; in der Mitte der Vorstellung wurde das Publikum außerordentlich unruhig, aller Augen richteten sich nach einer Seite und man flüsterte sich gegenseitig zu: „Voilà le comte de Bismarck!“ und richtig, ich erblickte den großen Kanzler in einer Loge sitzend. Die Vorstellung konnte kaum fortgeführt werden, bis sich der Graf in den Hintergrund der Loge zurückzog. — —

Im Jahre 1867 erhielt ich den Auftrag, die neuen Provinzen zu bereisen und über die dem König zur Verfügung stehenden Schlösser der früheren Landesherren Bericht zu erstatten und Vorschläge zu machen, welche Besitztümer die geeignetsten wären, um von der Krone unter Berücksichtigung der politischen Verhältnisse übernommen zu werden.

Von den verschiedenen Schlössern in Schleswig und Holstein kamen nur diejenigen in Glücksburg an der Flensburger Förde und in Kiel in Betracht, die anderen Schlösser, uamentlich in Plön und Sonderburg, waren bereits für militärische Zwecke in Aussicht genommen. Glücksburg schien seiner altertümlichen Bauart, seiner schönen Lage an der Flensburger Förde und seiner herrlichen Buchenwäldungen wegen einen ganz vorzüglichen ruhigen Sommeraufenthalt zu gewähren, es wurde auch übernommen, aber späterhin auf Befehl des Königs der herzoglich Holstein-Glücksburgischen Familie als Eigentum zurückgegeben.

Die Übernahme von Kiel hob ich in meinem Bericht ganz besonders hervor; da es vorauszu sehen war, welcher Bedeutung der Kieler Hafen entgegenging, und bei der Wichtigkeit, welche die Marine für die Folge erlangen würde, müsse dieses

Schloß unbedingt für eine vorübergehende Anwesenheit des Königs oder für den dauernden Aufenthalt eines Prinzen berücksichtigt werden. Leider aber war das Schloß in den Kriegszeiten von Militär- und Civilbehörden vollständig besetzt und auch zu Dienstwohnungen verwendet worden, selbst die Universität hatte für einzelne Sammlungen Räume inne, sodaß es für den Augenblick nur möglich war, ein Absteigequartier für den König zu gewinnen, bis später durch die Freigebigkeit Kaiser Wilhelms II. das Schloß seinem eigentlichen Zwecke wieder zugeführt wurde, vielerlei Verschönerungen und Erweiterungen erfahrend.

In der Provinz Hannover standen in der Stadt Hannover das eigentliche Residenzschloß an der Leine, das alte Schloß an der Leinstraße, das sogenannte Frieriken-Palais, das Georgs-Palais, das noch im Bau begriffene Welfenschloß zur Verfügung, außerdem das Schloß in Celle, das Schloß in Osnabrück und die Jagdschlösser in der Gohrde und dem sogen. Saupark bei Springe. Als nicht geeignet zur Übernahme wurde das alte Schloß an der Leinstraße, das Frieriken-Palais und das neue Welfenschloß erachtet, die übrigen dagegen einverleibt, wobei zum Teil Rücksichten aller Art in Betracht gezogen wurden.

In der Provinz Nassau kam nur das in Wiesbaden am Markt belegene Residenzschloß zur Sprache, da das Schloß zu Bieberich und das Jagdhaus auf der Platte dem Herzog als Eigentum verblieben.

In Homburg stand das alte Schloß mit Park, der kleine Tannenwald und das Jagdschloß zur Disposition, diese wurden übernommen, dagegen das alte Schloß in Meisenheim abgelehnt.

In Frankfurt wurde dem König der alte Bundes-Palast in der Eschenheimer Gasse zur Verfügung gestellt, doch lehnte er ihn ab, schon wegen seiner Lage in der engen Straße, in welcher bei seiner Anwesenheit der starke Wagenverkehr mit Hindernissen verbunden sein würde. Den anderen Vorschlag, ein neues Gebäude in den Anlagen aufzuführen, wies er ebenfalls von der Hand und entschied sich schließlich für das sogen. Rote Haus auf der Zeil.

Als der König aber hörte, daß die Post hierauf reflektiere, wollte er sich mit dem ersten Stockwerk und einem Teile des einen Seitenflügels begnügen, da, wie er meinte, wegen der Nähe von Homburg und Wiesbaden in Frankfurt wohl nur Absteige-, nicht aber Nachtquartier genommen werden würde; aber auch in letzterem Falle ginge es, denn es brauchten die Postillone des Nachts nicht zu blasen und die Postwagen könnten die Durchfahrt durch das Haus langsam passiren, so würde er nicht gestört werden. Hierbei verblieb es, und der König, dem das ganze Rote Haus zur Verfügung gestellt war, überließ freiwillig den ungleich größeren Teil desselben der Postverwaltung. Als letztere sich nach etwa zwanzig Jahren wiederum vergrößern mußte und den Ankauf eines Nachbarhauses beantragte, wurde bei den Kammer-Verhandlungen darüber von der Opposition sofort die Einwendung gemacht, daß man zunächst doch den nichtberechtigten Rußnießer entfernen solle, und der anwesende Staats-Kommissar widersprach dieser Ansicht nicht, was doch vor allem hätte geschehen müssen. Kaiser Wilhelm II. wich rücksichtsvoll seinem geduldeten Mitbewohner: die Kaiserliche Wohnung in Frankfurt ward aufgegeben.

Was die Schlösser im Kurfürstentum Hessen anbetrifft, so walteten hier andere Verhältnisse ob. Der König machte nur Anspruch auf das Residenz-Palais in Kassel, den Fürstenhof und den halben Marstall und außerhalb auf Wilhelmshöhe mit Zubehör und dem Anhang Wilhelmsthal, doch sollten diese Besitzungen nicht als Eigentum, sondern nur zur Rußnießung für ewige Zeiten übernommen werden.

Die königliche Regierung gewährte in Rücksicht hierauf und weil der Park sowie die Wasserwerke in Wilhelmshöhe dem öffentlichen Verkehr überlassen blieben, einen Beitrag zur Unterhaltung und übernahm auch die fernere Verwaltung unter und gewissermaßen für das Ober-Hofmarschall-Amt.

Nachdem der König endgültig entschieden hatte, welch' neue Schlösser in den Provinzen und in welcher Weise sie einverleibt werden sollten, war nun die Aufgabe zu lösen, in welcher Art

dieselben wohnlich einzurichten wären. In Kiel und Glücksburg übernahmen wir fast nur die leeren vier Wände, in den Hannoverischen Schlössern verblieb vertragsmäßig das Möblement dem letzten König und wurde aus den Schlössern entfernt. Das Wiesbadensche Schloß bedurfte der Nachhilfe und das anstoßende Kavalleriehaus der vollständigen Ausstattung. Das Homburger Schloß hatte nur alte, recht verbrauchte Möbel, die aber bis zum letzten Stück sorgsam erhalten und aufgearbeitet wurden, sodaß sie jetzt eine Zierde der königlichen Wohnung bilden. Die Räume in Frankfurt a. M. wurden neu ausgestattet.

Die Einrichtung der neuen Schlösser sollte derart geschehen, daß sie zu einer Bewohnung vollständig genügten; jede Nachsendung und Ergänzung sollte vermieden werden, es mußte also auch für den nötigen Bettbedarf, Bettwäsche, Toilette- und Waschgegenstände Fürsorge getroffen werden. Ich fertigte einen eingehenden Anschlag darüber an und übergab denselben dem Oberhofmarschall. Die Kosten stellten sich auf rund 350 000 Thaler. Der König genehmigte den Antrag und bestimmte, daß die Ausführung innerhalb der nächsten sieben Jahre erfolgen und alljährlich 50 000 Thaler dem Oberhofmarschall-Amt zu diesem Zweck zur geeigneten Verwendung gestellt werden sollten.

Im Anschluß hieran möchte ich der Bauten gedenken, die für den königlichen Hof während der langen, ruhm- und segensreichen Regierung Kaiser Wilhelms I. ausgeführt wurden.

Weber in Berlin noch in Potsdam hat der Kaiser einen neuen Schloßbau oder auch nur einen Anbau errichten lassen, aber doch in anderer Beziehung für das bereits Bestehende sehr viel gethan.

In seinem eigenen Palais war seit der Vermählung bis zur Übernahme der Regierung alles beim alten geblieben; nun aber war nach einer dreißigjährigen Benutzung vieles einer Erneuerung bedürftig. Diese sollte jedoch bloß allmählich eintreten und mußte so ausgeführt werden, daß das Alte einfach in alter Form ersetzt wurde, der Gesamteindruck also der frühere blieb.

Einzig die Wohnung, welche für die Frau Großherzogin von Baden bestimmt war, erhielt eine neue, einfache Ausstattung. Letztere wurde selbst bis in die kleinsten Einzelheiten nach den besouderen Angaben Ihrer Majestäten, namentlich der Kaiserin, ausgeführt, den Bilderschmuck ordnete aber der Kaiser selbst. Eine Verbesserung erhielt das Palais durch den Ausbau der Galerie, welche zu den Festlichkeitsräumen hinzugezogen wurde, und die Beleuchtung dieser Räume erfuhr in den Beleuchtungskörpern eine außerordentliche Vermehrung, denn der Kaiser liebte es, in den Festräumen und in den Wohnungen seiner Gäste Tageshelle zu schaffen. Ich entsinne mich, daß zu einem Winterfest für das Palais 280 Uhlampen schleunigst aus Paris angeschafft werden mußten, da sie in Berlin nicht zu haben waren. Im Palais war nämlich die Hauptbeleuchtung Lampenlicht.

Das königliche Schloß erhielt durch die Fürsorge der Oberhofmarschälle im Innern eine vollständige Umänderung. Die Treppen und Korridore, die bisher offen und jedem zugänglich, dienten in alter Zeit der Schuljugend zum Sammelplatz, und oft wurden auf den Gängen im vierten Stock die Kämpfe zwischen den verschiedenen Schulen ausgefochten! Der damalige Zustand ist jetzt wirklich undenkbar.

Zuerst wurde die sogenannte Wendeltreppe abgeschlossen und die Wandbekleidung von Stuckmarmor sowie die Deckengemälde wieder hergestellt. Ferner wurde der Schweizeraal, der frühere Haupttummelplatz der Jugend, in der Weise dekoriert, daß er bei den großen Hofbällen als Speiseraum mit hinzugezogen werden konnte; dann wurden mehrere neue Treppen angelegt resp. bereits bestehende zweckmäßiger ausgebaut.

Wenn diese Bauausführungen schon mit bedeutenden Kosten verbunden waren, so steigerten sich die Ausgaben doch in einem weit höheren Maße durch die Herstellung und Vermehrung der Wohnungen für fremde Fürstlichkeiten und Gefolge, da jene sich größtenteils durch langjährige Benutzung in einem recht vernachlässigten Zustande befanden, resp. durch bauliche Umänderungen

völlig neu geschaffen werden mußten. Daneben wurden mehrere Säle neu eingerichtet und fanden ihre zweckentsprechendste Verwendung bei größeren Festlichkeiten.

Von Portal III Lustgartenseite bis Schweizeraal blieben die Festräume mit Ausschluß der verbesserten Beleuchtung unverändert: nur die hinter der Bildergalerie belegenen Kammern erhielten kleine Veränderungen, der grüne Salon wurde zum Marineaal eingerichtet, auch die alte Kapelle, da sie nach der Erbanung der großen Schloßkapelle ihre Bedeutung verloren, zur Schwarzen Adler-Ordens-Kapelle umgeändert und dementsprechend dekoriert.

Im Luergebäude zwischen den beiden Schloßhöfen wurde das erste Stockwerk zu fürstlichen Wohnungen umgebaut und in altdeutschem Stil eingerichtet, wozu die vorhandenen alten gewölbten Decken die Veranlassung gaben, im zweiten Stockwerk wurden weniger reich ausgestattete Wohnungen für Gefolge und Dienerschaft geschaffen.

Übersieht man dies alles, was der König in der Zeit der Verwaltung meiner beiden Chefs, der Grafen Bückler und Perponcher, für das Berliner Schloß — abgesehen von der Vollendung des Facaden-Abputzes und des Figuren-Schmuckes auf den Portalen — hat ausführen lassen, so muß man die Überzeugung gewinnen, daß für den Betrag, den dies Alles gekostet, viel neues hätte gebaut werden können; aber es ist schließlich mehr wert, daß das Alte mit Sorgfalt erhalten wurde und das Schloß in vielen Teilen fast neu wieder erstand.

Manch' wichtige Umänderungen freilich blieben noch den Nachfolgern auf dem Thron überlassen, in erster Linie die Umgestaltung des Weißen Saales.

Mehr als ein Menschenalter hindurch mußte ich den großen Hoffesten dienstlich beiwohnen, es war damit die Aufgabe verbunden, zu beobachten, ob Alles in Ordnung oder ob eventuell für spätere Hoffeste diese oder jene Abänderung oder Verbesserung wünschenswert erschiene. Die Oberhofmarschälle selbst gaben am

Tage nach dem Fest ihr Urtheil über dasselbe ab, besprachen den Verlauf und erließen Befehle für die Zukunft, die beachtet werden sollten. Graf Bückler hätte es gern gesehen, wenn nach jedem größeren Hoffest ein Bericht zu den Akten gegeben worden wäre.

Bei jeder derartigen Besprechung wurden immer zwei Übelstände mit Bedauern hervorgehoben, deren Abhilfe unmöglich war und die leider viele andere Mißstände im Gefolge hatten: der eine dieser Übelstände war die Unzulänglichkeit der Festräume in Bezug auf die viel zu große Zahl der eingeladenen Personen, doch konnte die Zahl obwaltender Verhältnisse wegen nicht eingeschränkt werden; der andere der, daß, aller Bemühungen und Versuche ungeachtet, eine einheitliche Erwärmung der Räume nicht erzielt werden konnte. In betreff des ersten Punktes sei bemerkt, daß unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. die Zahl der Eingeladenen über 1000 Personen betrug, am Schlusse der Regierung Kaiser Wilhelm I. war dieselbe bis auf 1500—1600 und noch mehr gestiegen. Das lag daran, daß die hohen Militärs und die Spitzen der Civilbehörden eine bedeutende Vermehrung erfahren hatten, welche fast von Jahr zu Jahr zunahm; auch hervorragende Persönlichkeiten der Kunst und Wissenschaften waren zahlreicher in Berlin erschienen. Nun faßte aber der Weiße Saal bei gedrängter Besetzung vielleicht 800 Plätze, die Hälfte der Gesellschaft stand dicht aneinander gereiht im Königinnen-Zimmer und im Ausbau der Bilbergalerie; erfreulich war es allerdings nicht, wenn man eingeladen war, auch nicht einmal aus der Ferne die Tanzenden sehen oder vom Konzert auch nicht einen Ton hören zu können.

Der zweite Punkt nahm die ganze Aufmerksamkeit der Oberhofmarschälle in Anspruch. Auf Grund seiner früheren Erfahrungen bei der langjährigen Verwaltung des prinzlichen Hofstaates gab Graf Bückler die genauesten Befehle, wie es gehandhabt werden sollte. Er zog in Betracht, daß die ungemein starke Beleuchtung, die der Kaiser für die Festräume verlangte,

durch die vielen Kerzen eine sehr große Hitze entwickelte, das Anzünden selbst also erst im letzten Augenblick und dann mit einem Male erfolgen sollte, was dadurch ermöglicht wurde, daß die Kerzen jeder Krone und Branche durch Zündfäden mit einander verbunden wurden. Der Weiße Saal durfte im Anfang nur 10—11° Wärme haben; traten nun die ersten Gäste ein, — meist waren es Damen, namentlich die tanzenden Damen — so schreckten sie zurück, es half jedoch nichts und sie suchten ihren entblößten Hals vergebens durch ihre Mantel- und Battisttücher zu schützen, die Stammgäste aber, die schon ihre Erfahrungen gemacht, erschienen nie ohne leichten Umhang, oft auch mit einer Pelzpelierine. Um doch etwas nachzuhelfen, wurde sofort heißer Thee präsentirt. Betraten die königlichen Herrschaften den Saal, so war die Temperatur bereits bis auf 15° gestiegen, betrug nach einer halben Stunde wenigstens 18° und später über 20°; die ganze Ventilationseinrichtung wurde vergebens benutzt, endlich auch versucht, in den Fenstern nach der Lustgarten- und Schloßplatzseite je eine Scheibe als Glasjalousie einzurichten: wehe aber dem Unglücklichen, der ahnungslos in eine solche Fensternische trat, wenn die Jalousie geöffnet war und ihm dann von oben herab die kalte Winterluft auf den Kopf drang.

Doch selbst das half nichts. In den Zimmern, wo das Königspaar und die vornehmsten Gäste bei Beginn des Festes sich versammelten, wurde auf eine Temperatur von 15° gehalten, dahingegen durften in der langen, jedoch nicht sehr hohen Kurfürsten-Galerie, in welcher das Buffet für die höchsten Herrschaften hergerichtet war, beim Eintritt nur 11° Wärme sein; um dies zu erzielen, wurden die sehr zahlreichen Beleuchtungskörper erst in dem Augenblick angezündet, in welchem das Kaiserpaar das Königszimmer betrat. Ein Beamter war im letzteren aufgestellt, der dies beobachten mußte und dann das Zeichen zum Anzünden gab, nach zehn Minuten betrug die Temperatur bereits 15°.

Um für die Überfüllung des Weißen Saales einigermaßen Ersatz zu schaffen, hatte die Kaiserin in den letzten Jahren be-

fohlen, daß für sie in der Mitte der Bildergalerie ein Etablissement hergerichtet wurde; dort weilte sie während der zweiten Hälfte des Tanzes und hielt gewissermaßen Cour ab, sie ließ die bedeutendsten Männer der Kunst und Wissenschaft, der städtischen Behörden und der Kaufmannschaft einzeln an sich heranzuführen und sprach mit ihnen.

Ein zweiter Versuch, der Überfüllung im Weißen Saal vorzubeugen und einen Teil der Gesellschaft von dort abzuführen, mißlang nach mehrmaligen Aukäufen, er bestand darin, daß auch im Ritteraal getanzt werden sollte.

Ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst ist es gewiß, wenn jetzt unter der Verwaltung des Oberhofmarschalls Grafen von Eulenburg für diese beiden Mißstände Abhilfe geschafft wurde; gegen die übermäßige Erwärmung gewährt das elektrische Licht eine Aushilfe, und gegen die Überfüllung des Weißen Saales bietet die von Kaiser Wilhelm II. angeordnete Erweiterung desselben eine Abhilfe, ob sie aber genügt, möchte ich bezweifeln, und wird es noch immer der Wunsch bleiben, oder vielmehr die Notwendigkeit darauf hinweisen, einen zweiten genügend großen Festaal zu schaffen, der mit den anderen Festräumen die direkteste Verbindung hat.

Schon unter der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. tauchten derartige Pläne auf, meistens waren sie auf einen sich über das ganze Quergebäude ausdehnenden Saal gerichtet. Wer es auch gewesen, der diesen Vorschlag zuerst gemacht, jedenfalls kannte er die Verhältnisse nicht, denn der lange, schmale Saal hätte nichts genutzt, da er von den beiden an das Hauptgebäude stoßenden schmalen Seiten durch Treppen getrennt, also von den anderen Festräumen abgeschlossen war und somit einen schlecht zugänglichen Raum bildete. Eine Verbreiterung konnte auch nicht stattfinden, denn wenn solche nach dem kleinen Schloßhofe hin unternommen würde, so wäre die ganze Schönheit des Schlüterischen Baues gestört, nach dem großen Schloßhof verhindern es die Portale II und IV.

Ein anderer Gedanke, die Apotheke niederzureißen und ein Gebäude im alten Schloßstil rechtwinkelig an dasselbe anlehnend nach der Straße am Dom fortzusetzen und auf der anderen Seite bis an die Spree heranzugehen und die ganze obere Etage zu einem Saal auszubauen, kam nicht ernst in Betracht.

Wenn nun Kaiser Wilhelm II. die behufs Vergrößerung des Weißen Saales bereits ausgeführte Verbreiterung des Schlosses in nächster Zeit durch Vorrücken des Portales III und auch der anderen Schloßseite fortsetzen läßt, so bildet sich ganz von selbst die Möglichkeit, einen Saal zu schaffen, der allen Anforderungen genügen würde. Die erste Bedingung wäre, daß die hinter der Kapelle über Portal III sich hinziehende Galerie in gleicher Höhe mit dem Weißen Saal läge; die sich in architektonischer Beziehung entgegenstellenden Bedenken sind zu überwinden, Schlüter würde darin keine Schwierigkeiten gefunden haben. Diese Galerie kann keine Fenster, sondern nur Oberlicht erhalten, sie würde sich also vorzüglich dafür eignen, daß die sechs wertvollen Gobelins, welche die Thaten des Großen Kurfürsten verherrlichen, an den Wänden angebracht werden; zu den Seiten könnten die Marmorstandbilder der zwölf Kurfürsten, welche früher im Weißen Saal befindlich waren, aufgestellt werden. Unmittelbar aus dieser Galerie träte man in den neu zu schaffenden großen Saal; die eine Seite bildete die Wand, welche sich der Erweiterung des Schlosses in gerader Linie bis an die Schloßplatzfaçade anschließt, die zweite die Front des Schloßplatzes, die dritte jene der Schloßfreiheit und die vierte endlich hätte im Rücken die Kapelle. Dieser Saal würde wenigstens noch einmal so groß werden, wie der Weiße Saal war, hätte mit letzterem unmittelbare Verbindung durch die Galerie, auch könnte ein neuer Zugang geschaffen werden von der Marmortreppe aus im Portal II durch den Apollosaal und die Vorderzimmer der ehemaligen Wohnung des Prinzen Friedrich Carl; die Hinterzimmer würden zum Teil für Ökonomie-Räume zu opfern sein, da an solchen in der Nähe der Festräume jederzeit Mangel ist.

Dem Einwande, daß eine große fürstliche Wohnung verloren ginge, könnte dadurch begegnet werden, daß die jetzige tote Hausbibliothek aus dem Schlosse entfernt und aus diesen herrlichen altertümlichen Räumen eine neue Fremdenwohnung geschaffen würde.

Wer, wie ich, sich über fünfzig Jahre mit dem Schlosse und allem, was damit in Verbindung steht, beschäftigt hat, dem wird man es nachsehen, wenn er solche Vorschläge der praktischen Erwägung anheimgibt und sie in Worte kleidet.

Wie beim Berliner Schloß, so blieb auch beim Schloß Babelsberg Kaiser Wilhelm I. der Gewohnheit treu: es sollte nichts verändert und nur, was unbedingt notwendig war, in alter Weise wieder hergestellt werden. Einzelne Verbesserungen in dem Eingange und der Aufgangstreppe sowie Erweiterung der Ökonomie-Räume, welche die vergrößerte Hofhaltung unvermeidlich machte, konnten nur mit Mühe Zustimmung erhalten. Dagegen zeigte der Kaiser um so regeres Interesse für den Park; er vergrößerte denselben durch mehrfache Ankäufe, namentlich auch durch den der türkischen Wiesen und durch Hinzunahme der ehemaligen Husaren-Schießstände am Griebnitzsee jenseits der Chaussee. Der Kaiser bestimmte die Stelle selbst, an welcher die alte Berliner Gerichtslaube, welche die Stadt ihm verehrt hatte, wieder aufgebaut werden sollte, ebenso den Platz für die sogenannte Feldherrnbank und die Bismarck-Büste; diese Anlagen wurden ganz nach seinen eigensten Angaben ausgeführt, ebenso der neu angelegte See nach Vergrößerung der Wasserleitung. Der Kaiser gab auch an, welche Veränderungen im Park stattfinden sollten und der Hofgärtner Rindermann erhielt persönlich die Aufträge; derselbe durfte nicht einen Baum ohne Genehmigung des Königs fortnehmen oder zu sehr zustutzen, um Aussicht zu gewinnen. Es war eine Freude und Erholung für den greisen kaiserlichen Herrn, in seinem Park bestimmen und wirtschaften zu können, und der Hofgärtner erfreute sich seines besonderen Wohlwollens war aber auch unermüdetlich in seinem Beruf, und um sein aus-

gedehntes Gartenrevier jederzeit in der Kontrolle zu haben, war er genötigt, dasselbe täglich mehrere Stunden zu Pferde abzureiten.

Der Ausbau des Jagdschlosses zu Königs-Wusterhausen, der bereits vom König Friedrich Wilhelm IV. beschlossen war, wurde vom Kaiser in den ersten Jahren seiner Regierung ausgeführt. Der Oberhofmarschall Graf Bücker interessierte sich persönlich sehr dafür, er wählte die Stoffe und die Form der Möbel für die einzelnen Zimmer und für den Speisesaal aus, in welchem letzterem die Speisestühle nach seinen speciellen Angaben angefertigt wurden; die Decoration des Mittelspeislers schreibe ich mir aber zu und ebenso das sogen. Tabaks-Kollegium-Zimmer; ich hatte dem Grafen darüber meine Idee gesagt, er hatte sie genehmigt und die Ausführung fand allgemeinen Beifall. Diese Nachahmung des alten Tabaks-Kollegiums sah an manchen Jagdabenden eine heitere Gesellschaft in ihren vier Wänden vereinigt. Die Einweihung fand am 27. November 1863 statt, und auch mir wurde die Ehre zu teil, zur königlichen Tafel geladen zu werden; nach Tische mußten alle Gäste ihre Namen in das Stammbuch einschreiben, welches der König für Wusterhausen neu gestiftet hatte.

Das Schloß zu Königsberg hatte unter der Regierung Kaiser Wilhelms eine außerordentliche Verbesserung erfahren; die kaiserliche Wohnung wurde würdig ausgestattet, der Moskowiter-Saal, der bei einer Länge von über 300 Fuß und einer Höhe von kaum 18 Fuß mit seinen nackten Kalkwänden einen traurigen Anblick gewährte, erhielt im Mittelschiff wenigstens die doppelte Höhe, ein Versammlungsraum wurde abgetrennt und die Wände decorirt. Dieser Saal wurde mit den königlichen Gemächern durch eine breite Galerie (Krönungsgang) verbunden. Den Bemühungen des Ober-Hofmarschall-Amtes war es gelungen, einen königlichen Befehl zu veranlassen, daß nach Erbauung des Regierungsgebäudes in Königsberg die ehemaligen Regierungs-bureauräume im Schlosse, sowie andere Lokalitäten, welche sich

Gesellschaften angeeignet hatten, der Hofverwaltung zurückgegeben wurden, die sie nun zu Wohnungen für fremde Fürstlichkeiten und deren Gefolge einrichtete. Bei einer künftigen Hulldigung oder Krönung in Königsberg wird also für die Hofverwaltung nicht mehr mit der Misère zu kämpfen sein, welche wir noch im Jahre 1861 durchgemacht haben.

Auch im Schloß zu Breslau erfreute sich die königliche Wohnung nach beiden Seiten hin einer wünschenswerten Erweiterung und mannigfacher Verbesserungen.

Die Wiedererbauung des Stammihes seines alten, ruhmvollen Geschlechtes, der Burg Hohenzollern, hatte bereits König Friedrich Wilhelm IV. nach den von Stüler ausgearbeiteten Plänen in Ausführung nehmen lassen, Zeitverhältnisse verzögerten die Vollenbung, so daß solche erst unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. abgeschlossen wurde und die Einweihung des vollendeten Werkes im Jahre 1867 stattfinden konnte.

In der langen Zeit seiner Regierung pflegte der König auf jeder Berliner Kunstausstellung eine größere Anzahl von Gemälden anzukaufen, er traf persönlich die Auswahl und verfügte auch selbst über die Unterbringung, namentlich im Berliner Palais und Schloß Babelsberg. Die Bestellung bedeutenderer Gemälde, wie z. B. der größeren Reiterbildnisse und Schlachtbilder von Camphausen, erfolgte durch Vermittelung des Hofmarschall-Amtes, wie denn auch der Oberhofmarschall Graf Perponcher als Kunstkenner und Künstler die Beschaffung der zum Teil sehr wertvollen plastischen Kunstwerke übernahm und dem Kaiser dabei ein pflichttreuer Berater war.





Siebenter Abschnitt.

Nach Wilhelmshöhe. — Besprechung mit der Königin Augusta. — Ankunft Kaiser Napoleons auf Wilhelmshöhe. — Empfang seitens des Kaisers. — Der Aufenthalt Napoleons im Schloß. — Seine Lebensweise. — Besuche und Tischgespräche. — Geldmangel des Kaisers. — Wieder in Berlin. — Kaiser Wilhelms Sorgsamkeit und Sparsamkeit. — Im Palais des Kaisers. — „Zuviel Blumen!“ — Der Brand des Winter-Palais in St. Petersburg und das Berliner Schloß. — Die schwere Erkrankung des Kaisers. — An seinem Sterbebette. — Sein Tod.

Die große Zeit während des Ausbruchs des französischen Krieges verlebte ich in Berlin und war Zeuge der begeisterten Stimmungen, welche die ersten Siegesnachrichten in der preussischen Hauptstadt erweckten. Und dann kam die Nachricht vom Siege von Sedan und der Gefangennahme Napoleons, und ganz Berlin war in einem unvergesslichen Freuden- und Jubeltaumel, begeistert der Königin Augusta huldigend, welche sich wieder und wieder auf dem Balkon des königlichen Palais Unter den Linden zeigte.

Aber auch mir sollte, was ich nimmer erwartet, eine bescheidene Rolle in den gewaltigen Ereignissen jener Zeit zuerteilt werden.

Am 3. September abends fand ich, spät aus einer Gesellschaft nach Hause kommend, ein aus Varennes stammendes Telegramm des Grafen Büdler vor, nach welchem für die Aufnahme des Kaisers Napoleon auf Wilhelmshöhe sofort seitens des Hofmarschall-Amtes das Erforderliche veranlaßt werden sollte; gleich-

zeitig hatte ein Lakai bestellt, daß die Königin mich am nächsten Morgen früh 8 Uhr im Palais sprechen wolle. Ihre Majestät war ebenfalls telegraphisch von allem unterrichtet worden, sie wollte mir ihre Ansichten mitteilen und gewisse Verhaltensregeln für Wilhelmshöhe geben.

Zur festgesetzten Zeit ward ich sofort im Palais von der Königin empfangen. Die hohe Frau hob zunächst hervor, wie groß das Unglück sei, von welchem der Kaiser Napoleon betroffen worden, man müsse aber bedenken, daß er immer noch ein Kaiser und daß, als König Wilhelm sein Gast in Paris gewesen, derselbe dort eine sehr freundliche Aufnahme gefunden und sich Napoleon jederzeit im Verkehr sehr entgegenkommend gezeigt hätte. Hierauf Rücksicht nehmend, wünsche sie also auch, daß er in Wilhelmshöhe nicht als Gefangener, sondern als Gast behandelt werde; wenn ihm auch aus militärischen Rücksichten kein preussischer Adjutant oder Kammerherr beigegeben werden könne, so hoffe sie umsomehr, daß ich mit dem richtigen Takt den Dienst, der mir anvertraut, ausführen und alles Erforderliche in erwünschter Weise veranlassen werde. Damit es mir für die Hofverwaltung nicht an einigen guten Kräften fehle, wolle sie mir ihren ältesten und besten Kammerdiener, einen geborenen Lothringer, der gut französisch spreche, mitgeben und ihren ersten französischen Küchenmeister. Das andere Personal möchte ich bestimmen und alles so schnell wie möglich expedieren, da Napoleon ohne Aufenthalt reisen würde. Sie wolle mich daher nicht lange aufhalten, da meine Zeit kostbar sei.

Noch am 4. September ging die Ökonomie-Kolonne ab und traf noch vor der Marstall-Abteilung ein, die erst Abends ankam. Von dem Augenblick meiner Ankunft am 5. September früh kam Leben auf Wilhelmshöhe, zur Fürsorge hatte ich das dortige Personal und viele Hilfspersonen telegraphisch bestellen lassen, auch den alten kurhessischen Haushofmeister Rohde, der mir eine große Hilfe war. Ihm bezeichnete ich zunächst die Wohnungen, die ich für den Kaiser und die mitkommenden zehn

Herren bestimmte, und band ihm die schleunigste Einrichtung auf die Seele. Die zum Schloß gehörenden ausgedehnten Stallungen waren ganz besetzt mit Husaren- und Artilleriepferden, und es bedurfte ernster Unterhandlungen mit den Militärbehörden, daß sofort ein abgezweigter Teil geräumt wurde, worauf es sogleich an die Reinigung dieser Stallungen ging. Kurz, es war wie die wilde Jagd, mit der alles betrieben werden mußte.

Etwas nach 9 Uhr abends war der Kaiser auf der Station Wilhelmshöhe eingetroffen und von dem daselbst mit der Musik aufgestellten Zuge Infanterie mit militärischen Ehren empfangen worden. Auf dem Bahnhofe hatte der seitens des preussischen Hauptquartiers dem Kaiser beigeordnete militärische Begleiter, General von Boyen, bereits den Gouverneur von Kassel, General der Infanterie Grafen Monts, welchem eine Art Aufsicht über den Kaiser und dessen Gefolge zuerteilt worden war, sowie den Adjutanten Rittmeister Freiherrn von Diepenbrock-Grüter vorgestellt. Der Kaiser benutzte mit dem General von Boyen zur Fahrt von der Station nach dem Schloß den halbverdeckten Wagen des Grafen Monts, er trug Uniform und über dieser einen langen, dunklen Mantel, auf dem Haupte hatte er das goldgestickte Generals-Käppi. Nur die nächsten Begleiter des Kaisers hatten im Schloß selbst Wohnung erhalten, ein anderer Teil und auch die Mehrzahl der Dienerschaft war im Hotel Schombardt untergebracht, die Kosten hierfür bezahlte der Preussische Königshof.

Als der Kaiser vorfuhr, stand ich in Uniform an der Eingangsthür und bat, den Weg zur Wohnung zeigen zu dürfen, ging etwa zehn Stufen voran die Treppe hinauf und hörte, wie Napoleon fragte, wer ich sei und welche Auskunft darauf der General, der mich aus Berlin kannte, ihm gab. Im zweiten Zimmer der Wohnung blieb ich stehen und sagte zu Napoleon, daß, wenn Majestät Befehle hätten, ich bäte, diese dem Kammerdiener Ihrer Majestät der Königin zu geben, den dieselbe für seinen Dienst bestimmt hätte. Auch sei alles bereit zum Souper.'

Napoleon dankte und äußerte, daß er jetzt nur Ruhe, Ruhe, Ruhe haben möchte und mich morgen zu sprechen wünsche.

Der Kaiser sah angegriffen und leidend aus, seine Haltung war die eines Übermüdeten, die Gesichtsfarbe war fahl, das Haar ergraut, der Blick der Augen matt; der Kaiser sprach deutsch, die Worte langsam, aber in reiner Aussprache hervorbringend. Der Kaiser begab sich früh zur Ruhe, nachdem er nur wenig genossen, ich hörte später von Offizieren, daß er erstaunt gewesen, auf dem Bahnhofe noch so stramme Soldaten zu sehen, er hätte geglaubt, daß jeder Mann in Deutschland, der ein Gewehr tragen könne, in Frankreich stände.

Napoleon bewohnte in Wilhelmshöhe eine Reihe von Gemächern im ersten Stockwerk: einen großen Salon, ein behagliches Wohnzimmer, an welches das Arbeitskabinett stieß, der Blick dieser drei Räume ging auf das unten sich ausbreitende, walddumgeschlossene Kassel hinaus und war wunderhübsch, es folgte dann ein Schlaf- und ein benachbartes Ankleidezimmer mit den Fenstern nach dem Park, ferner ein Speisesaal und ein Versammlungszimmer. Die Einrichtung aller Räume war elegant und bequem zugleich, und es fehlte nicht an Erinnerungen an die Zeit König Jérômes, des Onkels des Kaisers, der dieses Schloß ja „Napoleonshöhe“ getauft und in ihm lustige Zeiten verlebt hatte, von denen er dem Keffen, der jetzt hier als Gefangener weilte, wohl berichtet haben mag. Auch die Bibliothek, die dem Kaiser und seinen Begleitern selbstverständlich zur Verfügung stand und von ihnen häufiger benutzt wurde, enthielt viele Werke, die in jener Zeit angeschafft waren, freilich eignete sich deren Lectüre nicht für die Jugend.

Am nächsten Morgen empfing mich der Kaiser, der sich schon früh erhoben hatte, und erwiderte auf meine Frage nach seinen Befehlen: „Ich habe nichts mehr zu befehlen, auch nichts mehr zu wünschen, da für alles, was ich wünschen könnte, Ihr Hof so entgegenkommend gesorgt hat!“ Er sprach sich weiterhin sehr freudlich über seinen Aufenthalt aus und fragte nach den Namen

der umliegenden Höhepunkte und Ortschaften, ließ sich späterhin auch Werke geben, welche die Geschichte des Schlosses behandelten.

Im Schloß lag eine Wache und verschiedene Wachtposten waren an bestimmten Stellen des Parks aufgestellt, aber mehr um den Kaiser vor Belästigungen des Publikums zu schützen, als um ihn zu bewachen; dem gleichen Zwecke dienten vier aus Berlin gekommene Polizeibeamte, die Civil trugen.

Überhaupt wurde alles fern gehalten, was dem Kaiser den Aufenthalt irgendwie erschweren konnte. Er hatte freie Verfügung über seine Hofhaltung, konnte nach Belieben Einladungen zum Dejeuner und Diner ergehen lassen sowie empfangen, wen er wollte. Nur mußten sich jene, die den Kaiser besuchen wollten, bei mir zunächst melden, dann bei dem General Reille oder dem Kaiserlichen Kabinetts-Sekretär Pietri, worauf der Kaiser entschied, ob er den Betreffenden zu empfangen wünschte.

Der Kaiser stand früh auf, er las und schrieb viel, bei schönem Wetter unternahm er weite Spaziergänge, ohne dabei die Einsamkeit zu bevorzugen, oder fuhr auch aus, meist Civilkleidung anlegend, zum Diner aber wählten er und seine Begleiter Uniform. Nach dem Diner unterhielt sich der Kaiser gern zwanglos, die neuesten Nachrichten der Zeitungen — neben einigen französischen Blättern und einem Brüsseler lagen von deutschen die „Norddeutsche Allgemeine“ und Augsburger „Allgemeine Zeitung“ aus — wurden mit Interesse besprochen, auch ließ sich der Kaiser vorlesen, so u. a. Dumas' „Drei Musketiere“, und legte dabei Patience.

Auf Wilhelmshöhe lag eine Reserve-Batterie der Feld-Artillerie, der Kaiser, der ja bekanntlich von dieser Waffe war, besuchte sie öfter, ließ sich mancherlei Erklärungen geben und wohnte auch gelegentlich dem Exercieren bei; den Batteriechef sowie die wachhabenden Offiziere lud er gelegentlich zum Diner und plauderte mit ihnen über militärische Dinge.

In einem Saale des Erdgeschosses war eine Kapelle eingerichtet worden, jeden Sonntag las dort vor dem Kaiser und

dessen Begleitung der Dechant Wehnert aus Kassel die Messe, der Kaiser erwies sich ihm dankbar, indem er ihm zum Weihnachtsfest für seine Kirche in Kassel silberne Altargeräte schenkte.

Einige Tage nach dem Eintreffen des Kaisers auf Wilhelmshöhe erschien dort, am 11. September, Graf Clary, der von der in Chislehurst weilenden Kaiserin gesandt war und näheres über die romantische Flucht der Kaiserin aus den Tuilerien, ihr Entkommen aus Paris und ihre gefahrvolle Überfahrt nach England schilderte; wahrscheinlich sollte der Graf auch anfragen, ob dem Kaiser ein Besuch seiner Gemahlin erwünscht wäre, gutem Vernehmen nach lehnte diesen damals der Kaiser ab, da er den Wunsch hegte, daß die Kaiserin vorläufig bei dem zärtlich geliebten Sohne verbliebe.

Graf Clary war mit dem Kaiser verwandt, denn die verwitwete Großherzogin Stephanie von Baden, Adoptivtochter Napoleons I., war eine Gräfin Clary gewesen. Eine ihrer Töchter war die in Baden-Baden lebende verwitwete Herzogin von Hamilton, die auch freundschaftlich-nahe Beziehungen zur Preussischen Königsfamilie hatte und häufig in Paris Gast am glänzenden Kaiserhof gewesen war. Ende September besuchte sie den in der Verbannung weilenden Kaiser, der sich sehr über ihre Anwesenheit freute, die ihn aber auch zugleich erschütterte. Der Kaiser konnte bei der ersten Begegnung nicht die Thränen zurückdrängen, er lobte beim Diner der Herzogin gegenüber die ritterliche Fürsorge König Wilhelms und die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten der Königin Augusta, auch der deutschen Armee wurde bei diesen und anderen Tischgesprächen reiches Lob gezollt und selbst Graf Bismarck bekam seinen Teil dabei ab. Von der Umgebung des Kaisers hörte man oft die Hoffnung aussprechen, daß der Kaiser unter dem Schutz der deutschen Waffen nach Paris zurückkehren und dann dort zu Gunsten seines Sohnes abdanken wolle, die Kaiserin billige den Plan, würde jedoch nicht in die Abtretung französischer Gebiete einwilligen.

Von den mitgekommenen Herren stand ich fast täglich im

Berkehr mit dem Kabinettssekretär Franceschi Pietri, dem Bruder des oft genannten Pariser Polizeipräfekten beim Ausbruch des Krieges; ich zeigte ihm, am Tage nach dem Eintreffen des Kaisers, daß eine Thür von meinem Zimmer mich mit dem Telegraphen- und Postbureau verbände und alle eingehenden und abgehenden Briefe mir zwar gezeigt werden müßten, das Briefgeheimniß aber streng bewahrt würde und der Verschuß selbstverständlich unverleßt bliebe; dagegen nahm ich von dem Inhalt der einlaufenden und abgehenden Depeschen Kenntniß. Während meiner fünfwöchentlichen Anwesenheit auf Wilhelmshöhe ist nicht die geringste Differenz vorgekommen.

Betrübend aber war es für mich zu sehen, wie wenig Anhänglichkeit die Dienerschaft für ihren Herrn hatte, jeder strebte danach, seine Auszahlung zu erhalten, um dann möglichst schnell nach Frankreich zurückzukehren; nur des Kaisers alter Garderobier hielt treu aus, er hatte bereits bei dem Straßburger Putzche eine Rolle gespielt.

Als ich endlich im Dienst abgelöst wurde, theilte ich dem Kabinettssekretär Pietri mit, daß ich am nächsten Tage abreisen und durch einen andern Beamten ersetzt werden würde, er möchte dem Kaiser davon Anzeige machen. Napoleon ließ mich nächsten Tages zur Mittagstunde zu sich bescheiden, führte ein längeres Gespräch mit mir, fragte nach meinen Privatverhältnissen, bedauerte, daß ich durch ihn so lange von den Meinigen getrennt gewesen, und beauftragte mich, mit aus dem Herzen kommenden Worten, ihn der Königin angelegentlichst zu empfehlen und seinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für alles, was auf ihre Veranlassung hin ihm Gutes und Liebes erwiesen worden sei und ihm in mancher trüben Stunde Freude bereitet habe. Als ich den Kaiser verließ, standen im Nebenzimmer sämtliche Herren des Gefolges, der erste trat mir entgegen und sagte, daß sie gehört, ich wolle Wilhelmshöhe heute Abend verlassen, da wünschten sie Gelegenheit zu nehmen, mir ihren Dank auszusprechen für die freundliche Aufnahme, und ich möchte überzeugt sein, daß, wenn es

ihnen dereinst vergönnt wäre, in ihr Heim zurückzukehren und ich zum Besuch nach Frankreich käme, ich von jedem von ihnen als ein gern gesehener Gast empfangen werden würde. Nachdem mir jeder einzelne diese Worte durch Händedruck bestätigt hatte, verließ ich bewegt das Zimmer.

Ein Curiosum will ich noch anführen. Napoleon und seine Herren waren bald in Geldverlegenheit geraten, und der Oberstallmeister Graf Davilliers sah sich genötigt, die mitgebrachten zwanzig kaiserlichen Pferde zum Verkauf zu stellen, unter ihnen zwei vierspännige Postzüge, also die Pferde, von denen mir Graf Bückler bei unserer Anwesenheit in Paris im Jahre 1867 gesagt hatte, daß er diesen Schlag Pferde gern für den königlichen Marstall kaufen möchte, sie wären jedoch nicht zu haben. Nun wurde mir aber unter der Hand mitgeteilt, daß drei Personen im Hotel Schombarbt sich geeinigt hätten, die Summe von 20 000 Franken für die Pferde zu bieten, gleichzeitig erlah ich durch Einsicht der Depeschen, daß ein Pferdehändler in Hannover bereits die gleiche Summe geboten hatte, der Oberstallmeister hatte aber 21 000 Franken gefordert und ihm bis zum nächsten Mittag Bedenkzeit gegeben. Da sagte ich mir also, wenn diese Männer, die zum Teil Händler waren, 20 000 Franken bieten und doch dabei selbstverständlich noch ihren Vorteil haben, so könne ich gewiß den Kauf für den Marstall wagen. Ich schickte also sofort einen Unterhändler zum Oberstallmeister mit dem gleichen Angebot und mit der Verfügung, er möchte gleich 10 000 Franken zur Anzahlung mitnehmen, Graf Davilliers lehnte aber ab, da er anderweit sein Wort gegeben und bis nächsten Mittag gebunden sei. Die Antwort aus Hannover traf nicht rechtzeitig genug ein, ich kaufte die Pferde und berichtete dem Grafen Bückler darüber nach dem Hauptquartier. Ich erhielt seine Zustimmung, daß die Pferde noch für die kurze Zeit meiner Anwesenheit auf Wilhelmshöhe stehen bleiben sollten, um mit mir in Berlin einzutreffen und dann im königlichen Marstall untergebracht und untersucht zu werden.

Die Untersuchung erfolgte durch einen königlichen Stallmeister und einen Roßarzt, fiel aber dahin aus, daß fast alle Pferde alte abgetriebene „Karren- und Akerhäule“ und sämtlich für den königlichen Marstall ungeeignet seien. Der Schreck für mich war groß, da ich sofort entschlossen war, jede Verantwortung zu übernehmen und jeden Verlust zu tragen, doch wurde ich von vielen Seiten beruhigt, weil Sachkenner das genaue Gegenteil von dem abgegebenen Urteil behaupteten. Das Endergebnis war auch ein zufriedenstellendes. Manche sehr vorteilhafte Angebote für einzelne Pferde wies ich zurück, und Strousberg kaufte sie dann sämtlich für den von mir an Graf Davilliers gezahlten Preis, dessen Originalquittungen ich ihm mitschickte.

Nach einem halben Jahr ließ mir Strousberg, der mir persönlich unbekannt war, durch einen meiner Bekannten noch seinen Dank aussprechen für den vorteilhaften Kauf, den er durch mich gemacht hätte! — —

Von der Sorgfalt, mit welcher sich Kaiser Wilhelm von allem persönlich unterrichtete und wie er stets bemüht war, seinen „Etat“ nicht zu überschreiten, berichtet folgende Sache. Zu der feierlichen Eröffnung des ersten Reichstages mußte ein neuer Kaiserthron beschafft werden. Drei Skizzen, die vom Oberhofmarschall Grafen Büdler vorgelegt wurden, sowie Abbildungen auswärtiger Throne fanden keinen Beifall. Der Kaiser kam immer wieder auf den Thron im Ritteraal zurück, nur daß er ihn noch einfacher wünschte, und auf den Thron im Weißen Saal.

Eine neue in diesem Sinne angefertigte Skizze wurde genehmigt. Der bemerkenswerte Unterschied bestand nur in den an beiden Seiten schwach hervortretenden Pilastern, die vergolbet und mit Schuifwerk verziert waren. Vor der Ausführung wollte der Kaiser aber erst eine teilweise Probe in natürlicher Größe und von billigem Stoff hergestellt sehen. Dieselbe wurde im sogenannten Gobelin-Zimmer am Ende der petits appartements aufgestellt. Der Oberhofmarschall benachrichtigte den Kaiser hiervon und gab ihm dabei wahrscheinlich auch den Kosten-Betrag

an, denn als der Herrscher das Zimmer betrat und mich mit meinem Anschlag in der Hand stehen sah, sagte er zu mir gewendet: „Aha, da steht der teure Mann.“ Nach Besichtigung und manchen Bemerkungen und schließlicher Zustimmung mit der Probe fragte er: „Was kostet es also?“ Ich erlaubte mir die Schlußsumme zu nennen und den Anschlag zu überreichen. Nach dessen flüchtiger Durchsicht erwiderte der Kaiser, indem er sich zu mir wandte: „Es ist doch eine Menge Geld!“ worauf ich, da er es in seiner wohlwollenden, einnehmenden Weise äußerte, mir die Worte erlaubte: „Euer Majestät wollen gnädigst bedenken, daß für den Deutschen Kaiserthron das Geld nicht in Betracht kommen kann.“ — „Ja, das sagen Sie, Sie geben es nicht, aber ich muß bezahlen,“ und dann sich zu dem Grafen Pückler wendend, entfernte er sich freundlichst grüßend mit den Worten: „Pückler, jorgen Sie also nun, daß es rechtzeitig fertig wird.“ —

Als ich an einem der letzten Geburtstage des Kaisers eine Auszeichnung erhalten hatte, sagte mir der Oberhofmarschall Graf Pückler, daß mich der hohe Herr einen Tag nach seinem Geburtstag empfangen und meinen Dank persönlich entgegennehmen wolle. Zur befohlenen Stunde fand ich mich ein. Der diensthabende Adjutant meldete mich, ich wartete im Fahnenzimmer, und der Kaiser kam von seinem Arbeitszimmer dorthin. Er nahm in gütigster Weise meinen Dank entgegen, und als ich zum Schluß meine Verbeugung machte und mich entlassen glaubte, sagte der Kaiser zu mir: „Warten Sie noch, ich muß Ihnen doch zeigen, welche Überfülle von Blumen ich gestern erhalten habe.“ Damit führte er mich in das Audienzzimmer, wo auf vielen Tischen die kostbarsten Schätze der Flora aufgestellt waren, machte mich auf die schönsten aufmerksam und nannte bei etwa einem Duzend die Namen der Geber und Geberinnen. „Falls ich,“ fügte der König zum Schluß hinzu, „noch ein Jahr erleben sollte und mir wieder so viele Beweise der Liebe zugehen, so muß ich mir wirklich ein Glashaus anbauen lassen, in welchem ich sie aufheben kann, damit sie nicht zu schnell verwelken. Im

Ganzen aber ist es Unrecht; für mich alten Mann paßt das gar nicht — ja, wenn ich eine hübsche junge Frau oder ein junges Mädchen wäre, dann wäre es etwas anderes!“ — Mit gnädigem Händedruck wurde ich entlassen.

Hierbei mag eine andere Begegnung mit dem König Erwähnung finden. Am Abend des Tages, an welchem in Berlin der Brand des Winter-Palais in St. Petersburg bekannt geworden, war großer Hofball im Schloß. Ich stand, wie gewöhnlich, in der zweiten Parade-Vorkammer, um dem Oberhofmarschall zu melden, sobald der König den Schweizer-Saal betreten hatte, worauf ihm der Graf im Königszimmer an der Spitze der obersten Hofchargen entgegneten und empfangen konnte. Der König sah mich stehen, gab mir ein Zeichen, an ihn heranzutreten und fragte, ob mir bekannt sei, daß das Winter-Palais brenne. Ich bemerkte, daß ich mit großem Bedauern davon gehört hätte. „Nun,“ meinte lächelnd der König, „werden Sie uns auch nicht hier heute abbrennen lassen?“ — „Majestät können unbesorgt sein, es sind, wie immer, die allergrößten Vorsichtsmaßregeln getroffen worden und mit Gottes Hülfe wird nichts geschehen.“ — „Sehr schön, dann sind wir also sicher,“ erwiderte der König.

Der Polizei-Präsident von Madai, welcher neben mir gestanden, hatte wohl die Glocken läuten hören und fragte, was der König gesagt; ich gab ihm Auskunft. „Dann“, rief er, „will ich doch gleich Vorkehrungen treffen, ich habe sechs Spritzen im Lustgarten stehen und werde zur Vorsicht zwei auf jeden Schloßhof auffahren lassen.“ — „Bitte, Herr Präsident, die erforderliche Vorsicht haben wir getroffen.“ — „Ja, aber wenn der König sagt —“ „Eben deshalb, er hat zu mir gesprochen, wir haben unsere eigene Schloßfeuerwache, diese kennt alle Räume, hat durch Hauptschlüssel zu allen Zutritt; die Wasserleitung geht bis unter das Dach, die Wache kennt alle Abschlußhähne und weiß, wo die Schläuche liegen.“ — Der Herr Präsident wollte sich noch nicht beruhigen, bis ich ihm erklärte, die Berliner Feuerwehr

dürfe ungerufen das Schloß nicht betreten, wenn er davon abginge, würde ich den Oberhofmarschall sofort benachrichtigen. Brummend entfernte er sich. —

Seit Ende Februar 1888 war der nächsten Umgebung des Kaisers bereits eine mehr und mehr zunehmende Schwäche und eine damit verbundene gelegentliche Teilnahmlosigkeit des hohen Herrn aufgefallen; die trüben Nachrichten aus San Remo und der plötzliche Tod seines jugendlichen Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, hatten den greisen Herrscher tief erschüttert und er, der sich bis dahin eines guten Schlafes erfreut, brachte manche schlaflose Nacht zu, häufig in tiefer Bewegung, mit verhaltenen Thränen, vor sich himmelmelnd: „Mein armer Sohn, meine arme Tochter, mein armer Ludwig.“

Auch während seiner letzten Lebenstage schlief der Kaiser allein, da er es nicht liebte, daß während seines Schlafes jemand im selben Gemach anwesend war. Zwei Wachskerzen und eine Öllampe, deren Schein den in halbseitender Stellung Ruhenden nicht störte, brannten während der Nacht; auf dem Tischchen neben dem Bette standen stets eine Tasse kalten Thees, Wasser, Mandelmilch und eine kleine Repetieruhr. Der dienstthuende Garderobier weilte im Nebenraum, dem sogenannten „Gelben Zimmer“, von dem aus er durch einen im Schlafzimmer angebrachten Spiegel den Monarchen sehen konnte.

Am Morgen des 8. März war der Zustand des teuren kaiserlichen Herr schon sehr besorgniserregend, Tausende und Abertausende standen in dumpfem Schweigen vor dem Palais und harrten ängstlich der Nachrichten, die aus demselben kamen.

Um die Mittagsstunde traf Fürst Bismarck im Palais ein und unterbreitete dem Kaiser die Botschaft des Reichstagsbeschlusses. „Majestät dürfen ja nur ein W machen,“ meinte der Kanzler, der Kaiser erwiderte: „Nein, nein, ich will versuchen, den ganzen Namen zu schreiben, will mir Mühe geben.“

Um die fünfte Nachmittagsstunde erschien im Krankenzimmer der Oberhofprediger Kögel; er fragte den Kaiser, ob er

eine Fürbitte anordnen dürfe, und nach der Bejahung: „Befehlen Ew. Majestät, daß die Glocken läuten sollen?“ Darauf der Kaiser: „Ja, sie sollen alle läuten!“ Seine Stimme wurde immer matter, den Thee wies er zurück, mehrfach richtete er Fragen an den Prinzen Wilhelm, der seit früher Morgenstunde nicht mehr vom Lager des geliebten Großvaters gewichen war.

Den von dem Oberhofprediger Kögel gesprochenen Bibelsprüchen lauschte der Kaiser aufmerksam; nach dem Spruch: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, Christus ist die Auferstehung und das Leben,“ meinte er: „Das ist richtig!“ und nach dem Spruch: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen,“ wiederholte er, die Hände wie in heißem Gebet ringend: „Meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“

Am Abend des Tages war das Adjutantenzimmer ganz angefüllt von Personen, welche ihrer Stellung nach gewissermaßen dazu berechtigt waren und den Mittheilungen mit tiefer Sorge und innigster Theilnahme entgegen sahen, welche die Ärzte brachten, sobald je einer von ihnen aus dem Krankenzimmer herauskam. Auch ich hatte mich dort eingefunden, und als der Oberhofmarschall Graf Perponcher, aus dem Sterbezimmer tretend, mich sah, führte er mich unbemerkt in dasselbe hinein, damit ich, wie er äußerte, meinen geliebten Kaiser in seinem letzten Augenblick noch einmal sehen sollte. Ewig werde ich ihm dankbar sein, daß er mir diesen unvergeßlichen Anblick verschafft hat.

In dem nur einfenstrigen Zimmer befanden sich außer der Kaiserin und sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen, dem Prediger und den Ärzten, auch die zum Hofe gehörenden Obersten- und Ober-Hofchargen, General- und Flügel-Adjutanten. Die Thür nach dem Nebenzimmer stand offen, und jedes Geräusch beim Hinein- oder Herausgehen wurde durch den weichen Teppich vermieden. Es herrschte eine wirkliche Todesstille, und ich konnte von der Fensterwand aus das ganze Zimmer übersehen, da ich wegen meiner Größe alle überragte.

Die einfache baumwollene grüne Abschluß-Gardine, welche sonst eine Art Arkoben bildete, war von beiden Seiten bis an die Wand zurückgezogen. Das Bett selbst stand mit dem Kopfteil an der Rückwand und war nach dem Zimmer hineingerichtet. Der Arzt hielt in einer Tasse eine Stärkung bereit, aus einer kräftigen Bouillon bestehend. Der Kammerdiener hob den schon hochgebetteten Kaiser, indem er seinen Arm sanft unter das Kopfkissen legte, in eine sitzende Stellung, derselbe nahm ohne Anstrengung den gereichten Trank in kurzen Pausen, dann lehnte der Kaiser sich zurück, und der Kammerdiener wuschte vorsichtig mit einer Serviette den Mund. Nun aber sah ich zu meinem Erstaunen, daß der Kaiser wie in guten Tagen und alter Gewohnheit die Hand emporhob und mit derselben erst die eine und dann die andere Seite seines Schnurrbartes emporstrich. Mein Verbleiben im Zimmer durfte ich nicht länger ausdehnen — Thränen verbunkelten meine Blicke, als ich in tiefer Erschütterung das Palais verließ, auf welchem am nächsten Morgen bereits die purpurne Flagge auf Halbmast sank, in Deutschlands tiefster Schmerzensstunde! —





• Achter Abschnitt.

Erinnerungen an die Kaiserin Augusta. — Die Kaiserin und ihre Diener. — In Babelsberg und in Coblenz. — Die Kaiserin während des deutsch-französischen Krieges. — Ihre Sorge um den Kronprinzen. — Erinnerungen an den Kronprinzen. — Liebenswürdige Episoden. — Das letzte Zusammensein



Nachdem ich, wie anderwärts schon erwähnt, durch das häufige Unwohlsein des Herrn Oberhofmarschalls Grafen Bückler mit der Palast-Dame der Kaiserin, Gräfin Haacke, und mit Fräulein von Meiendorff öfter in Verbindung treten mußte, um Befehle der Kaiserin zu erbitten, war es bald die natürliche Folge, daß die hohe Frau auf Notizzetteln ihre Willensmeinung mir direkt kund gab und späterhin mich persönlich zu sich bescheiden ließ, um mir mündlich ihre Aufträge zu erteilen. Einige Vorfälle, die ich hierbei im Laufe der Zeit erlebt, mögen hier folgen, da sie vielleicht zur Charakteristik der Kaiserin beitragen.

Wenn unter den Kammer-Lakaien, die den persönlichen Dienst bei der Kaiserin hatten, eine Stelle frei geworden war und neu besetzt werden mußte, so geschah dies nur, nachdem die Kaiserin die in Vorschlag gebrachte Militärperson zuvor gesehen und selbst die Wahl getroffen hatte. Doch mußte dies, wie sie wünschte, dem Betreffenden unbekannt bleiben. In einem solchen Falle, als ich in Abwesenheit meiner Chefs den Dienst auf Babelsberg versah, wurden durch Vermittelung der Gräfin Haacke von dem Kommandeur des 1. Garde-Regiments Vormittags 10 Uhr zwei

seiner besten und auch dem Außern nach geeignetsten Sergeanten mit dem Auftrage zu mir geschickt, mir ihre Zeugnisse vorzulegen. Wie es mir die Kaiserin bestimmt hatte, unterrichtete ich mich genau und sagte den Bewerbern, daß ich sie noch zum Haushofmeister führen würde, ging dann mit ihnen von meiner Wohnung, die im Marstall-Gebäude lag, nach dem Schlosse, und auf diesem Wege wollte die Kaiserin mir auf ihrer Morgen-Promenade entgegen kommen. Als ich mich ihr näherte, blieb sie stehen und fragte, wo ich denn hin wolle und was das für Soldaten seien? Ich gab die gewünschte Auskunft, und nun sprach die Kaiserin mit letzteren, fragte Verschiedenes und äußerte dann schließlich zu mir: „Ich will Sie nicht weiter aufhalten, gehen Sie nur zum Haushofmeister, ich war nur verwundert, da ich Sie mit Militär antreten sah.“

Die Entscheidung fiel aber nicht auf den, den ich gewählt haben würde und den ich für weit geeigneter hielt als seinen Kameraden; erst später bekam ich Aufklärung darüber: in dem von der Kaiserin gewählten Sergeanten hatte sie eine große Ähnlichkeit mit einem alten treuen Diener zu erkennen geglaubt und ihn zur Erinnerung an jenen gewählt.

Eines Abends hatte die Kaiserin eine kleine Thee-Gesellschaft einladen lassen, wollte mich aber zuvor sprechen, ich traf sie spazieren gehend auf der Terrasse vor dem Babelsberger Schloß. Sie nahm sofort einen Notizzettel zur Hand und begann die einzelnen Positionen durchzugehen, das dauerte aber längere Zeit, so daß die Gesellschaft sich inzwischen versammelt hatte. Gräfin Hade meldete dies; „ich komme gleich,“ sagte die Kaiserin und setzte das Gespräch mit mir fort. Nach einiger Zeit erlaubte sich Gräfin Hade wieder heranzutreten und anzufragen, ob in Abwesenheit Ihrer Majestät der Thee gereicht werden dürfe. „Ja wohl,“ meinte die hohe Frau, „und entschuldigen Sie mich, ich habe hier noch wichtige Sachen zu erledigen.“ Dies geschah wohl mit Rücksicht darauf, daß die Gesellschaft in den Zimmern versammelt war, deren Fenster nach der Terrasse hinausgingen,

wir also gesehen wurden. Ich führe dies an, um zu zeigen, daß die Kaiserin auch in unbedeutenden Sachen sich nicht stören ließ, sondern ihren Gang ruhig einhielt. Dadurch gelang es ihr, Angelegenheiten, die sie sich vorgenommen, mit Konsequenz zu verfolgen und gewöhnlich das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Nur ein Fall, wo dies nicht gelang, ist mir persönlich bekannt.

Der alte Haushofmeister Keller war gestorben, er war ihr ältester, treuer Diener gewesen und hatte sich aus der untersten Stellung im prinzlichen Haushalt bis zum Haushofmeister emporgearbeitet. Man möchte es Instinkt nennen, daß er jeden Wink der Königin verstand und zur Zufriedenheit ausführte. Er war ihr fast unentbehrlich geworden, und als er gestorben und ich die Kaiserin in den nächsten Tagen nach seinem Tode sprach, äußerte sie sich zu mir, wie in einer Lobrede für den Verstorbenen: „Sie glauben nicht, was ich an Keller verloren habe, ich kann ihn nicht einen Diener nennen, er war ein Freund unseres Hauses geworden, mir hatte er sich unentbehrlich gemacht und wie schätzte ich ihn wegen seiner Treue und Ehrlichkeit!“

Für diesen Mann Ersatz zu schaffen, war den Oberhofmarschällen ungeachtet aller Mühen nicht möglich. Die Kaiserin schlug vor, einen gewandten Oberkellner aus einem großen Hotel am Rhein oder noch lieber einen bewährten Haushofmeister aus einem vornehmen englischen Hause zu engagieren. Zwei Versuche, der eine mit einer gut empfohlenen Person aus einem fürstlichen Hofhalt, der andere mit einem Engländer, mißglückten; da sie nur probeweise angenommen waren, konnten sie nach kurzer Zeit wieder zurückgeschickt werden. Auch bei mir beklagte sich die Kaiserin darüber und wollte meine Ansicht hören. Da sagte ich offen und ehrlich, daß diese Versuche scheitern müßten, da ein tüchtiger Oberkellner in einem großen Hotel sich durch Trinkgelder in seinen Einnahmen vier- bis fünfmal besser stände, als es ihm diesseits gewährt werden könne. Das ganze Bestreben dieser Leute ginge darauf hinaus, sich womöglich in zehn Jahren so viel zu erwerben, daß sie sich selbständig machen und ein

Hotel kaufen oder wenigstens pachten könnten. Ein Haushofmeister in einem wirklich vornehmen englischen Hause sei aber so günstig gestellt und an den englischen Comfort so gewöhnt, daß er sich hier vereinsamt und unglücklich fühlen würde, auch wisse er, daß für ihn im Alter und für seine Familie nach seinem Tode die Herrschaft reichlich Sorge, die Aussicht auf Pension, die er hier habe, sei mithin für ihn wertlos. „Ja, aber wozu raten Sie denn?“ war die Rückfrage. — „Leider, Ew. Königliche Majestät, kann ich nur auf meinen früheren Vorschlag zurückgreifen —“. „Was, auf den Jäger vom König Friedrich Wilhelm? Einen Jäger nehme ich nicht!“ — „Verzeihung, Majestät, er war schon beim Tode des Königs Salondienner.“ Dabei blieb es, bis die Kaiserin ihre große Sommerreise antreten wollte und mich fragte, ob ich ihr einen anderen Vorschlag machen könne. Ich bat mir zu verzeihen, wenn ich nach reiflichster Überlegung keinen von dem gesamten Haushalt empfehlen könnte, den ich auch nur annähernd so geeignet hielte, wie den schon Vorgeschlagenen. Ich würde auch nur bitten, daß ihn Ihre Majestät auf dieser Reise als Salonkammerdiener mitnehmen und ihn unterwegs mit den Pflichten eines Haushofmeisters nach und nach beauftragten, je nachdem er sich für geeignet zeige. Nach der Reise träte er dann wieder in seinen früheren Dienst als Salonkammerdiener zurück, es sei eben ein Versuch, wozu die Not dränge. Auf diesen Vorschlag ging die Kaiserin allerdings nur ungern ein, ließ mich aber nach der Rückkehr von der Reise sofort kommen und sagte, daß sie mir für den Vorschlag sehr dankbar sei, der Betreffende habe sich außerordentlich bewährt und sie wolle ihn sofort anstellen. Ich bat dagegen, ihn noch während der Winterfestlichkeiten in Berlin auf Probe zu belassen. — Darauf wurde er zum Haushofmeister ernannt, er hat sich als solcher vorzüglich bewährt und sich das vollste Vertrauen seiner Herrin erworben.

Eines Tages übergab mir die Kaiserin eine Boule-Kassette nebst Schlüssel und unterrichtete mich, daß der Inhalt die Jugend-

zeit des Kronprinzen beträfe, theils Briefe, die sie mit den Lehrern ihres Sohnes gewechselt, theils Berichte derselben, auch sonstige Notizen, welche sie über Verpflichtung einer Mutter in bezug auf Erziehung ihrer Kinder gemacht und dergleichen mehr. Ich sollte die Schatulle aufbewahren und sie nach ihrem Hinscheiden dem Kronprinzen, ihrer Bestimmung gemäß, persönlich übergeben. Leider ließ ein schweres Geschick es nicht zu, diesen Auftrag auszuführen; der edle Sohn ging seiner Mutter im Tode voran. Ich habe diese Kassette mit Inhalt nach dem Tode der Kaiserin dem Fräulein von Meiendorff übergeben, welche mit dem Ordnen des schriftlichen Nachlasses beauftragt wurde, da sie bei Lebzeiten der Kaiserin deren vollstes Vertrauen besaßen und die wichtigsten Korrespondenzen geführt hatte.

Die Kaiserin hatte mir ein- für allemal befohlen, daß, wenn ich mich wegen meiner Badekur in Homburg oder Wiesbaden befände und sie zu derselben Zeit in Baden-Baden oder in Coblenz weilte, ich dann auf einen Tag dorthin kommen müsse, um über alles zu berichten oder Bestimmungen ihrerseits entgegenzunehmen. War die Kaiserin in Coblenz, so besuchte ich, wie ich schon an anderer Stelle erwähnt, ehe ich mich bei ihr melden ließ, die Rhein-Anlagen, denn ich wußte, daß dies ihre sehr bevorzugte Lieblings-Schöpfung war und sie mit mir darüber sprechen würde. Sie freute sich jedesmal, mich so gut davon unterrichtet zu wissen und daß ich jede neue Schöpfung des abgelaufenen Jahres bemerkt hatte. Dadurch aber bekam ich zugleich Gelegenheit zu sondieren, welche weiteren Absichten die hohe Frau in bezug hierauf hatte oder welche Punkte sie noch mit Vasen, Bänken, Bildwerken u. s. w. geschmückt zu sehen wünschte, und ich konnte meinem Chef, dem Grafen Büdler, Vorschläge zu Geburtstagsgeschenken für die Kaiserin machen, von denen ich voraussetzen durfte, daß sie ihr Freude bereiteten. Zu diesen Geschenken gehörten z. B. das eiserne Thor, welches den Garten von den Rheinanlagen auf der Stadtseite abschloß, eine massive Doppelbank, eine Säule mit Adler, zwei eingemauerte Reliefs u. Ich

bemerkte hierbei, daß noch aus altprinzlicher Zeit her der Graf Büdler und die Gräfin Hade die einzigen Personen waren, denen es gestattet wurde, derartige Geschenke zu machen. Die Kaiserin empfing mich stets auf das freundlichste und war voll von aufrichtiger Dankbarkeit für alles, was seitens des Chefs des Oberhofmarschall-Amtes zur Verschönerung und namentlich auch zur Vervollständigung ihrer Sammlung im Kurfürsten-Saal im Laufe des letzten Winters geschehen war. Auf Veranlassung der Kaiserin hatte der Staatsarchivar Dr. Becker in Coblenz eine Beschreibung des „Königlichen Schlosses zu Coblenz“ herausgegeben, sie verzehrte mir ein Exemplar dieses Werkes mit dem gnädigen Zusatz, daß es mich gewiß interessieren würde, es zu lesen, da ich selbst so viel dazu beigetragen, daß ihr Coblenz so schön geworden.

In Pabelsberg sprach mich die Kaiserin gewöhnlich im kleinen Frühstückszimmer. Sie lehnte sich dann mit dem Rücken an die Seitenlehne des kleinen Sophas und ich stand an der Fensterthür, welche nach der Terrasse führte. In Berlin empfing mich die hohe Frau im Empfangszimmer, nie in ihrem Arbeitsgemach, und in den letzten Jahren, als sie sich des Krankenstuhles bediente, mußte mir der Kammerdiener ein oder zwei Schritte vor ihrem Sitz einen Stuhl hinstellen, und nicht eher begann sie die Unterredung, als bis ich darauf Platz genommen, denn, sagte sie, diese Rücksicht sei sie mir altem Manne schuldig.

Am häufigsten wurde ich zur Kaiserin in den Kriegsjahren 1870/71 nach dem Palais beschieden, da beide Hofmarschälle sich im Hauptquartier befanden. In dieser Zeit zeigte sich oft eine recht erregte Stimmung bei ihr, wozu die täglich telegraphisch eingehenden Nachrichten und die Briefe ihres Gemahls wesentlich beitrugen. Doch fand die edle Frau später eine hinreichende, ihrem Herzen wohlthuende Beschäftigung als Stifterin und Schirmherrin des Verbandes zum Roten Kreuz.

Zwei Erinnerungen stehen mir aus jener Zeit lebhaft vor Augen. Die Kaiserin wollte, wohl eine Folge ihrer allgemeinen Erregung und eine Zerstreung suchend, eine dekorative Verände-

zung durch Goldleisten zc. im Vestibule des Berliner Palais vornehmen; ich widersriet dem, weil es dem einfachen, aber doch vornehmen, harmonischen Stile nicht entsprechen würde. Die Herrscherin blieb aber bei ihrer Ansicht, und als ich sagte, daß ich dann den Baumeister damit beauftragen würde, wollte sie von dem nichts wissen, sie meinte, ob ich es denn nicht selbst veranlassen könne? Gewiß, erwiderte ich, und so geschah die Ausführung, wobei ich jedoch wohlweislich dafür sorgte, daß die Stuckwände durch die Befestigung der Dekoration keinen Schaden erlitten.

Nach einigen Tagen wollte mich die Kaiserin nach ihrer Ausfahrt im Vestibule sprechen, ich erwartete sie daher dort rechtzeitig. Sie begrüßte mich mit den Worten: „Sie haben die Schlacht gewonnen, Sie haben mich besiegt,“ und als ich sie mit einem wahrscheinlich sehr fragenden Blick ansah, fuhr sie fort: „Denken Sie nur, wie meine Schwiegertochter mich gestern besuchte und die Veränderung im Vestibule wahrnahm, rief sie aus: „Mama, wie hast Du das nur zugehen können, wer hat das verbrochen?“ und nun führte sie dieselben Gründe an und fast mit denselben Worten, die Sie mir sagten, daß es absolut nicht hierher passe — —. Da denke ich denn, daß, wenn zwei Leute dasselbe sagen, die es doch verstehen — und meine Schwiegertochter versteht es, das weiß ich —, dann müssen Sie Recht haben. Also, ich bin besiegt! Können Sie das Geschehene rückgängig machen, dann veranlassen Sie es!“ — „Majestät“, erwiderte ich, „die Ausführung dieses Befehls macht mir eine große Freude, und wenn Majestät morgen die Spazierfahrt antreten, soll nichts mehr davon zu sehen sein.“

In dem anderen Fall, der sich meinem Gedächtnis sehr eingeprägt, wurde ich nach dem Palais berufen. Fräulein von Reichenborff empfing mich mit den Worten: „Die Kaiserin ist sehr aufgeregt, Sie werden einen schweren Stand haben.“ Ich fand sie im mittleren Zimmer, ruhig auf- und abgehend und einzelne Worte sprechend. Allmählich erfuhr ich von ihr, daß abends zuvor noch kurz vor dem Schlafengehen Depeschen und Nachrichten

eingelaufen seien über den Einzug der Truppen in Paris. Da habe sie eine furchtbare Angst befallen, sie habe die ganze Nacht kein Auge zugethan aus Sorge um den Kronprinzen. Sie kenne ihren Sohn, er würde nicht bei den Truppen bleiben, er müsse das Innere von Paris sehen, er würde verkleidet die Boulevards besuchen, vielleicht sogar einzelne Lokale betreten. Von Stunde zu Stunde habe sich ihr das Bild schwärzer vor die Augen gestellt, die schrecklichsten Einbildungen sie nicht verlassen und die furchtbarsten Gedanken sie gepeinigt.

Wo mir die Worte des Trostes herkamen, die mir der Augenblick eingab, und in welcher Weise ich darauf hinwies, daß wir alle in Gottes Hand ständen und in diesem Bewußtsein einen Halt und eine Stärkung finden müßten, das weiß ich selbst nicht und könnte nichts davon wiedergeben, nur das weiß ich, daß die Kaiserin bei meinem Abgehen mir die Hand auf die Schulter legte und mir die unvergesslichen Worte sagte: „Ich danke Ihnen, Dohme, Sie haben mich getröstet und beruhigt und zu mir gesprochen, nicht nur wie ein Prediger, sondern wie ein Vater zu seiner Tochter spricht.“ — —

Nach dem Testament König Friedrich Wilhelms III. war das Palais, welches derselbe bewohnt hatte, für den Kronprinzen zum dereinstigen Wohnsitz bestimmt. Alles blieb im Palais unberührt bis zu dem Zeitpunkt, in welchem wegen der Vermählung des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm ein Umbau und eine Erweiterung stattfinden mußten. Die Kunst- und Möblements-Gegenstände waren für diese Zeit anderweit aufzuheben. Der Prinz bestimmte persönlich, was in dem durch den Bau nicht in Mitleidenschaft gezogenen Prinzessinnen-Palais verbleiben und welche Gegenstände im Schloß Monbijou aufbewahrt werden sollten. Mir ging der Befehl zu, hierbei zur Hand zu gehen. Acht Tage dauerte diese Umräumung, und täglich war der Prinz nicht nur drei bis vier Stunden anwesend, sondern auch persönlich thätig; auf seine Anordnungen hin wurde alles derart aufgestellt, daß sämtliche Sachen eine gute Übersicht ge-

währten, damit er jeden Augenblick dasjenige auswählen könne, was er wieder zurückhaben wolle. Nach diesem achttägigen Verkehr blieb ich dem Prinzen für die Folge keine fremde Persönlichkeit.

Daß ich dem neuvermählten prinzlichen Paare bis an die belgische Grenze entgegeneschiedt war, um die Führung des Hochzeitsreise-Trains bis nach Potsdam hin zu übernehmen, dessen ist schon an anderer Stelle näher gedacht worden.

Eines Tages ließ mir der Kronprinz sagen, ich möchte ihn zu einer bestimmten Stunde im Schloß in der Bildergalerie erwarten, er wolle sich dort etwas ansehen. Dies war bald erledigt und er bemerkte, nach der Uhr sehend, daß er bis zu seinem weiteren Vorhaben noch Zeit habe, ging also, von diesem und jenem sprechend, die Bildergalerie auf und ab. Es war damals in politischer Beziehung eine bewegte Zeit, und als ich mich im Laufe des Gesprächs hinreißen ließ, meine Ansichten und Meinungen unumwunden auszusprechen, da fiel mir mit einem Male auf mein Gewissen, welchen Verstoß ich gemacht, und ich bat tausendmal um Verzeihung für meine Übereilung. Der Kronprinz erwiderte in leutseliger Weise: „Im Gegenteil, ich danke Ihnen. Wenn wir uns nicht die Wahrheit sagen wollen, die wir uns so lange kennen, wer soll sie mir denn sagen!“

Ein anderes Mal kam es darauf an, in einer das Hohenzollern-Museum betreffenden Angelegenheit die baldige Entscheidung des Kronprinzen zu erhalten; derselbe präsidirte an diesem Tage dem Staatsräte im Gardes du Corps-Saale des königlichen Schlosses, ich ließ also den Adjutanten bitten, den Kronprinzen, wenn der Vortrag beendet, zu fragen, ob ich hinauf kommen und ihn auf einen Augenblick sprechen könne. Ich verblieb in meinem Bureauzimmer im Hofmarschall-Amte und erwartete dort den Befcheid. Da öffnete sich plötzlich die Thür, und der Kronprinz trat mit den Worten ein: „Sie haben mich sprechen wollen, was ist los?“ Ich entgegnete, daß ich nur um seinen Befehl gebeten, ob und wann ich hinauf kommen dürfte. — „Nun bin ich aber selbst da, also was gibt es?“ — Die An-

gelegenheit war bald erledigt, doch wollte der hohe Herr, da er einmal im Hofmarschall-Amt wäre, sich auch die Räume ansehen, ich führte ihn hindurch, er begrüßte die Beamten, die sich erstaunt von ihren Plätzen erhoben, in liebenswürdiger Weise und sagte mir freundlich Adieu.

Der ungezählten Besuche, die der Kronprinz dem Hohenzollern-Museum gewidmet, kann ich hier blos im allgemeinen gedenken. Nur ein Vorfall, der daselbe betraf, soll näher angegeben werden. Ich saß eines Tages mit meiner Familie beim Mittagstisch in meinem Speisezimmer, das durch eine Glasthür mit der Veranda verbunden ist, welche mit dem Ronbijou-Garten in Verbindung steht, da betrat der Kronprinz mit seinem Adjutanten die Veranda und kam direkt in mein Esszimmer; aber diesmal hatte sein Antlitz nicht den wohlwollenen Ausdruck, im Gegenteil, er schien im höchsten Grade ärgerlich zu sein, sprach mit erregter Stimme, daß er im Hohenzollern-Museum gewesen und gesehen habe, daß das Bild, das älteste, welches von Hohenzollern-Mhnen existiere, das große dreiteilige Bild, durch Restauration verdorben sei und seinen ganzen Wert verloren habe, er habe mir es doch auf die Seele gebunden, nichts daran machen zu lassen. — Dieser Vorwurf war mir unter den obwaltenden Umständen doppelt schmerzlich, doch hörte er meine Erwiderung ruhig an, die dahin ging, daß er verzeihen möchte, es träse mich aber kein Vorwurf, das Bild sei auf Kreidegrund gemalt und blättere allmählich so bedeutend ab, daß nach einigen Jahren eine Restauration unmöglich gewesen wäre, da habe mein Sohn, weil es eine Kunstangelegenheit betraf, ihm darüber Vortrag gehalten, und er habe genehmigt, daß unter seiner und des Museum-Direktors Professor Dr. Bode Beaufsichtigung der tüchtigste Gemälde-Wiederhersteller, den wir besäßen, Hanser, es restaurierte und vom Verderben rette, — dies sei geschehen. — Das war das einzige Mal, wo der Kronprinz glaubte, Veranlassung zu haben, sich im Hohenzollern-Museum mißbilligend zu äußern.

Als ich mein 50 jähriges Dienstjubiläum beging, gingen

mir von allen Seiten ungemein zahlreiche Beweise der Anerkennung, Liebe, Freundschaft und Verehrung zu, auch von beiden Majestäten, von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, von Oberhof- und Hofchargen und meinen hochverehrten Chefs, von meinen lieben Amtsgenossen und Kollegen, von Freunden und den Familien-Mitgliedern, von den Hofämtern-Vorstehern und den Kastellanen bis zu den geringsten Schloßdienern hinab. Schmerzlich jedoch vermißte ich unter all diesen Glückwünschen den des Kronprinzen. Einige Tage darauf wurde ich zu ihm nach dem Palais befohlen, er empfing mich in seinem Arbeitszimmer, lehnte sich mit dem Rücken gegen sein Stehpult und schlug die Arme übereinander; ich war an der Thür stehen geblieben, da rief er mir zu: „Nimmer näher, immer näher, damit wir uns ansehen können! Sehen Sie mich an und sagen Sie mir, was Sie von mir denken!“ — „Was ich immer denke, Kaiserliche Hoheit, ich verehere und liebe Sie.“ — „Nun ja, aber was haben Sie von mir gedacht, daß ich Ihr Jubiläum unberücksichtigt ließ? Das kommt davon, wenn man lauter neue Umgebung hat! Hätte ich Eulenburg noch gehabt, dann wäre es nicht geschehen! Jetzt habe ich es erst durch die Zeitung erfahren. Wenn Sie aber nach Hause kommen, dann finden Sie mein Porträt vor, hängen Sie es so auf, daß Sie mich immer vor Augen haben und daran erinnert werden, daß ich Ihr Jubiläum vergessen hatte.“ In dieser leutseligen Weise setzte der hohe Herr die Unterhaltung weiter fort und begleitete mich dann bis in die Galerie; in dieser war die Thür geöffnet, welche nach dem Vorderzimmer führte, in welchem am Fenster die Frau Kronprinzessin saß, umgeben von den jungen Prinzessinnen-Töchtern. Der Kronprinz führte mich dorthin und forderte seine Gemahlin auf, auch ihrerseits mir ihre Gratulation auszusprechen, und zu den jungen Prinzessinnen gewendet sagte er: „Das könnt Ihr auch thun!“ — Beglückt von so viel Huld und Güte, verließ ich das Kronprinzliche Palais, es war ein schöner Schluß meines Jubiläums.

Einige Zeit vor dem Antritt der letzten großen Reise des Kronprinzen nach England sah ich, aus dem Hohenzollern-Museum kommend, denselben vom Monbijou-Platz aus in den Garten eintreten. Ich ging ihm entgegen, worauf er sagte, daß er diesmal nicht das Museum besuchen, sondern nur den kürzeren Weg durch den Garten nach der Ziegelstraße nehmen wolle, bis dahin möchte ich ihn begleiten. Da ich ihn an diesem Tage heiserer als gewöhnlich fand, so bat ich ihn dringend, wegen dieser Heiserkeit einen Spezialarzt zu Räte zu ziehen, und wies auf den Geheimrat Professor Dr. Bergmann hin. In leichter Weise entgegnete er, daß ihm dies schon von vielen Seiten gesagt sei, wozu habe er denn aber seinen Leibarzt, eine Heiserkeit käme von selbst und verginge von selbst! Am Ausgangsthor an der Ziegelstraße reichte er mir die Hand, und es war das letzte Mal, daß ich den unendlich verehrten und geliebten Herrn gesehen und gesprochen habe.





Neunter Abschnitt.

Unter Kaiser Friedrich. — Oberhofmarschall Fürst Radolin. — Kaiserin Friedrichs Teilnahme. — Unter Kaiser Wilhelm II. — Oberhofmarschall von Liebenau. — Pensionierung. — Das Hohenzollern-Museum. — Seine Entsetzung. — Kaiser Wilhelms und Kronprinz Friedrich Wilhelms Stellung zum Museum. — Das Ziel wird erreicht. — Schluß.



Bei dem Regierungs-Antritt Kaiser Friedrichs verblieb sein bisheriger Hofmarschall, jetziger Botschafter Fürst Radolin, in seiner Stellung als Oberhofmarschall. Ich hoffte, daß ich nun endlich mich vom Dienst zurückziehen konnte, denn schon seit Jahren hatte mein ältester Sohn den Kronprinzlichen Herrschaften nahe gestanden, nicht nur in Bezug auf Kunst und Kunstgewerbe, sondern der Kronprinz schenkte ihm auch in anderen Angelegenheiten das vollste Vertrauen und verhandelte namentlich oft mit ihm über die Prinzipien und die Art und Weise, wie eine königliche Hofverwaltung beschaffen sein müsse. Vom Kronprinzen war nach reiflicher Überlegung ein darauf bezüglicher Plan ausgearbeitet worden, und er hatte hierbei meinem Sohne im Hofmarschall-Amte eine solche Stellung zugebacht, wie ich sie einnahm, nur noch insofern in ausgehender Weise, als die für die Kronprinzlichen Herrschaften so wichtigen Kunst und Kunstgewerbe betreffenden Angelegenheiten seiner selbständigen Verwaltung übergeben werden und er darüber auch den persönlichen Vortrag haben sollte.

Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt erteilte Kaiser

Friedrich meinem Sohne diese Stellung in gedachter Weise und wollte ihn zugleich zum Geheimen Ober-Regierungsrat ernennen. Das war aber ein zu hoher Beweis seiner Huld, mit vollem Recht war Graf Stolberg dagegen, und es blieb bei der Ernennung zum Geheimen Regierungsrat; aber das Handschreiben, welches der Kaiser bei dieser Veranlassung meinem Sohne zugehen ließ, war ein so überaus gütiges und freundliches, daß es das teuerste Andenken ist, welches dieser seiner Familie hinterlassen konnte.

Als ich dem Fürsten Radolin nun anzeigte, daß ich meine Thätigkeit im Amt ausgeben würde, eröffnete er mir unter vier Augen etwa Folgendes: persönlich sei ich ihm zwar noch unbekannt, aber was er über mich von anderer Seite gehört, berechtere ihn dazu, offen mit mir zu sprechen; es sei mir gewiß bekannt und von meinem Sohne müsse es mir anvertraut sein, daß es sich leider Gottes nur um kurze Zeit, um Wochen bloß oder Monate handle, bis das schwerste Unglück die Kaiserliche Familie trafe, da rechne er denn darauf, daß ich die Geschäfte in alter Weise noch fortführen würde, damit keine Unterbrechung eintrete; er selbst könne, weil die Kaiserlichen Herrschaften in Charlottenburg residirten, täglich nur auf kurze Zeit nach dem Amte kommen, um auf dem Laufenden zu bleiben, die Unterschriften zu vollziehen und die neuen Bestimmungen auszugeben und ausführen zu lassen. Bei meinem Sohne sei dasselbe der Fall, denn die Königin von England käme mit ihrer Begleitung zum Besuch nach Charlottenburg, und da müsse die für die Königin bestimmte Wohnung Friedrichs des Großen bei dem verbesserungsbedürftigen Zustand, in welchem sie sich befände, von Grund auf neu eingerichtet und möblirt werden. Die Kaiserin wolle dies mit meinem Sohne besprechen und nach ihren eigenen Angaben von ihm ausführen lassen, das setze einen täglichen Verkehr voraus. So blieb es denn für mich einmal wieder beim Alten.

Mit dem Fürsten Radolin war ein ausgezeichnete Verkehr, die Verhältnisse gestalteten sich ja so eigenartig und drängten sich

so schnell aufeinander, daß er genug zu thun hatte, wenn er das Ganze im Auge behalten und dabei doch den persönlichen Anforderungen der hohen Herrschaften genügen wollte; er war in dieser schweren Zeit nach allen Seiten hin das vermittelnde Princip, ich mußte ihn bewundern und seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen verehren lernen.

Bald nach dem Hinscheiden Kaiser Friedrichs traf auch mich ein harter Schlag durch den Tod meines Sohnes. Da dieser die Ehre gehabt, mit der Kaiserin Friedrich häufig in Berührung gekommen zu sein, so gedenke ich hier gern einer Begebenheit, die mich tief berührte. Mein Sohn war in seinem vollen Mannesalter, in der Mitte der vierziger Jahre, gestorben, und noch tief vom Schmerz erfüllt, saß ich wenige Tage darauf in meiner Wohnung, als ein Lakai mir meldete, die Kaiserin Friedrich ließe fragen, ob ich zu sprechen wäre. — „Wo ist Ihre Majestät?“ — „Sie hält im Wagen vor dem Garten Ihrer Thür.“ — Ich eilte hinaus und begrüßte die Kaiserin, die mich mit den Worten empfing, daß sie mit aufrichtigem Bedauern den Verlust erfahren, der mich betroffen und mir ihre herzlichste Theilnahme aussprechen wolle, denn mein Sohn sei nicht nur ihrem Gemahl, sondern auch ihr ein treuer Freund gewesen, der nie mit der Wahrheit zurückgehalten. Mit Theilnahme gedachte sie der Witwe und fragte nach den letzten Tagen und Stunden vor dem Ableben. Als ich dies mittheilte und darauf hinwies, daß mein Sohn allerdings keine eiserne Gesundheit gehabt, daß aber seit dem Hinscheiden des Kaisers Friedrich, den er vor Allem hoch verehrt und geliebt, seine Kräfte sichtlich dahin geschwunden, da zeigten sich in Erinnerung an den verlorenen teuren Gemahl in den Augen der hohen Frau Thränen der Theilnahme und Rührung, und ich versuchte vergebens die meinigen zurückzuhalten. —

Als Kaiser Friedrich am 15. Juni 1888 entschlafen war, und der Hofmarschall Herr von Liebenau das Amt als Oberhofmarschall Kaiser Wilhelms II. übernahm, zeigte ich ihm an, daß ich mich von den Geschäften zurückziehen wünsche, in der

Rücksicht jedoch, daß jetzt viel zu thun und der alte Hofstaat dem neuen eingereicht, auch der Hofstaat der Kaiserin-Witwe gebildet werden müsse, würde ich noch, wenn es ihm angenehm sei, bis Ende des Monats meine Schuldigkeit thun. Als ich dann am 30. Juni mittags meinen Vortrag gehalten, damit aber nicht fertig geworden war, wollte der Herr Oberhofmarschall nach dem Diner, also von 6 bis 7 Uhr, deshalb noch einmal nach dem Amte kommen. Ich erwartete ihn, und der Vortrag endete um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, dann erhob sich Herr von Liebenau mit dem noch mitaufzehenden Hausmarschall Freiherrn v. Lynker und sagte: „Guten Abend“. Nun erlaubte ich mir, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß, wie ihm bekannt, dies der letzte Vortrag gewesen, den ich ihm zu machen die Ehre gehabt, und bat, mich ihm empfehlen zu dürfen. „Das ist wahr“, meinte er, „aber wir sehen uns ja noch später.“ Die schwarze Mappe ließ ich nach meiner Wohnung bringen und arbeitete die darin enthaltenen Sachen bis gegen Mitternacht auf, konnte mich also mit dem beruhigenden Bewußtsein zur Ruhe legen, daß ich bis zum letzten Augenblick meiner über 50 jährigen Dienstzeit ausgehalten. Folgenden Tages nahm ich von den Beamten des Ober-Hofmarschall-Amtes Abschied.

Wenn ich auch — unter Verleihung des Roten Adlers Ordens zweiter Klasse mit Brillanten — aus dem Ober-Hofmarschall-Amte ausschied, so blieb ich doch noch im Königlichem Dienst, da ich die Leitung des Hohenzollern-Museums weiterführte und ich mich dieser dankbaren Aufgabe mit vollster Freude und Hingebung widmen konnte.

Ich habe bisher des Museums nicht Erwähnung gethan, um hier in zusammenhängender Weise von seiner Entstehung zu berichten.

Es waren mir, wie früher angegeben, die Inventarien der Könighchen Schlösser unterstellt, und bei den von mir abgehaltenen Revisionen hatte ich zu meinem Bedauern gefunden, daß viele kleinere Gegenstände, die in Benutzung der fürstlichen

Herrschaften gewesen, in Schränken und Kommodenkästen gänzlich den Blicken entzogen waren und daß nur der betreffende Kastellan von ihrem Vorhandensein Kenntnis hatte, wobei die Aufzeichnungen darüber sehr mangelhaft waren.

Derartige Erinnerungen befanden sich namentlich im Eckschrank im Alkoven des Schlafzimmers Friedrichs II. im Potsdamer Stadtschloß, in der Wohnung Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise in demselben Schloß, ferner in der einstigen Wohnung König Friedrich Wilhelms II. im Marmopalais und in der Wohnung der Königin Luise in Charlottenburg. Selbstverständlich wurden nun die genauesten Verzeichnisse angefertigt und den Kastellanen mit der Weisung übergeben, für die Folge die größte Achtsamkeit auf diese Gegenstände zu richten und für sicheren Verschluß zu sorgen.

Mir schien dies aber doch nicht zu genügen, und oft dachte ich darüber nach, wie man diese erinnerungsvollen Gegenstände in geeigneter und sicherer Weise für die Zukunft aufbewahren könne. Darüber kam das Jahr 1867 heran, und ich mußte in den neu erworbenen Provinzen die Schlösser der entthronten Fürsten besichtigen resp. teilweise übernehmen. In Hannover fand ich die Anfänge des Welfenmuseums vor, in Paris hatte ich das von Napoleon III. angelegte Musée des souverains gesehen und sagte mir, daß, wenn ein Volk Veranlassung habe, auf seine Fürsten stolz zu sein, es das Preussische wäre und es eine Pflicht sei, alles, was an die Vorfahren auf dem Preussischen Königsthronen erinnere, aufzubewahren und in würdiger Weise dem Volke zugänglich zu machen. Um meine Erfahrung zu vervollständigen, ging ich, als ich die Schlösser in Schleswig und Holstein besichtigt, nach Kopenhagen, um das Museum der dänischen Könige in Rosenberg zu besuchen.

Nach diesen Beispielen bildete sich bei mir allmählich ein Plan aus, wie man Ähnliches in einer würdigen Weise bei uns ausführen und der Öffentlichkeit zugänglich machen könne. Bald bot sich mir eine Gelegenheit dar, diese Idee dem Kronprinzen

Friedrich vorzutragen; derselbe begeisterte sich dafür, gab seine volle Zustimmung, mir aber wenig Hoffnung auf Verwirklichung meines Planes, denn es würde, wie der Kronprinz sagte, sein Herr Vater niemals seine Zustimmung dazu geben, weil er darin eine Verherrlichung sähe, die seinen persönlichen Ansichten nicht entspräche und es in seiner Natur läge, jedes derartige Hervortreten zu vermeiden. Ich gab aber darum die Hoffnung nicht auf, setzte auseinander, wie ich es mir gedacht und es doch wohl möglich wäre, die Idee durchzuführen, es müsse nur nach und nach geschehen, ganz unscheinbar aus sich selbst herauswachsen und nachher als eine vollführte Thatsache nicht rückgängig gemacht werden können. Der Kronprinz wünschte mir den besten Erfolg und versicherte, daß es ihm eine große Freude sein würde, wenn meine Absicht gelänge, und er sich mit dem größten Interesse daran beteiligen und dem Unternehmen seine Protektion schenken würde. Damit war für mich schon ein großes Ziel erreicht; es kam nur darauf an, eine Gelegenheit zu finden, um die Sache in anspruchloser Weise ins Leben zu rufen, was, wie folgt, geschah:

Von der Königin Elisabeth war ich zum Schatzmeister der Königin Elisabeth-Stiftung bestimmt, welche den Zweck hatte, alten Ehepaaren bei der Feier ihrer Goldenen Hochzeit Bibeln und Unterstützungen zu verleihen. Die Einnahmen der Stiftung entsprachen nicht den bedeutenden Ausgaben, es trat Geldverlegenheit ein, und ich bat, Allerhöchst zu genehmigen, daß zum Besten der Stiftung in dem unbenutzt stehenden Schloß Monbijou im Anschluß an die dort bereits vorhandenen Sammlungen eine öffentliche Ausstellung historisch merkwürdiger Gegenstände veranstaltet werde, welche in Beziehung zur Geschichte Brandenburg-Preußens und seines Herrscherhauses ständen. Privatpersonen, welche sich im Besitz derartiger Gegenstände befänden, sollten aufgefordert werden, solche zu dieser Ausstellung leihweise herzugeben, und bat ich ferner, aus den königlichen Schlössern geeignete Sachen aus unbenutzten, resp. unbenutzten Räumen auszuwählen zu dürfen.

Der König genehmigte diesen Vorschlag, und Graf Büchler

förderte die Sache in hohem Maße dadurch, daß er meine Auswahl aus den königlichen Schlössern genehmigte und mir zu dem Arrangement und zur Veranlassung des weiteren freie Hand ließ.

So gelang es, die Ausstellung am 4. Mai 1868 zu eröffnen, und es wurde ein recht günstiges Resultat erzielt, nicht sowohl in pekuniärer Beziehung für die Königin Elisabeth-Stiftung, als vielmehr durch die allgemeine Teilnahme und das Interesse, welches sich bei dem Publikum dafür zeigte. Darauf hinweisend, bat ich, daß auch nach dem Schluß der Ausstellung diese Sammlung noch einige Zeit beisammen bleiben dürfe und dem Publikum der Zutritt gestattet werde; es wurde vom König genehmigt, und auch die Privatpersonen beließen größtenteils die von ihnen eingelieferten Gegenstände für längere Zeit, einige sogar dauernd.

So war das Ziel, das ich vor Augen hatte, so gut wie erreicht; an eine Zurückstellung der aus den königlichen Schlössern entnommenen Gegenstände wurde nicht mehr gedacht, da diese nirgends mehr vermiszt und nur aus unbenutzten Räumen entnommen waren oder bisher verschlossen gelegen hatten.

Jetzt trat die Aufgabe heran, für den ferneren Ausbau zu sorgen und die Sammlung zu dem zu machen, was sie späterhin geworden. Dieses Resultat aber ist einzig und allein dem Kronprinzen Friedrich zu danken, der als Protektor der eigentliche Begründer des Museums geworden. Alle Gegenstände, welche dafür geeignet waren und sich in seinem Privatbesitz befanden oder welche er erwarb, überwies derselbe der Sammlung, meistens mit eigenhändigen Notizen. Durch die Zeitungen wurde es überall bekannt, daß der Kronprinz der Sammlung ein so lebhaftes Interesse schenkte, und von vielen Seiten wurden ihm, selbst aus den entferntesten Provinzen, geeignete Andenken eingeschickt. Durch häufigen persönlichen Besuch hatte er die genaueste Kenntnis gewonnen und jedesmal fragte er beim Eintritt: „Was ist seit meiner letzten Anwesenheit hinzugekommen?“

Auch der Kaiser gewann, nachdem derselbe persönlich nochmals in Monbijou gewesen, lebhaftere Teilnahme für die Samm-

lung und gab viele Gegenstände aus dem Palais her, zunächst nur solche, deren Aufbewahrung im Palais ungeeignet war oder für welche der Platz fehlte. Später erfolgte dann zur großen Bereicherung des Museums die Überweisung all der kostbaren Adressen und der Andenken, die dem Kaiser zu verschiedenen Lebensabschnitten zugegangen waren und die zum großen Teil einen hohen künstlerischen oder hohen kunstgewerblichen Wert hatten.

Die erste unscheinbare Bezeichnung einer „historischen Ausstellung“ war nach und nach, namentlich im Volksmunde, der Benennung: „Hohenzollern-Museum“ gewichen und bald darauf offiziell geworden.

Das Werk war also gelungen oder war wenigstens begründet, und welche Ausdehnung es allmählich gewonnen, ist allgemein bekannt. Nur dies sei nochmals hervorgehoben, daß außer dem Entgegenkommen des Kaisers es allein durch das stets gleiche und ungeteilte Interesse des Kronprinzen möglich wurde, dieses Ziel zu erreichen; in seiner Person fand die Sammlung den begeisterten Förderer, seinem mächtigen Einfluß, seinem rastlosen Eifer für die Sache, seiner umfassenden Kenntnis für die Geschichte seines Hauses und seiner tiefen Pietät für die Ahnen ist das Bestehen des Museums in der Weise, wie es jetzt der Fall, zu danken.

Alles, was zur Errichtung des Museums im Verwaltungswege notwendig war, wurde mir selbständig überlassen, es bildete neben meiner Stellung und meinen Arbeiten im Hofmarschall-Amt einen abgeordneten Wirkungskreis, und so wurde ich denn auch von Kaiser Wilhelm II. zum Direktor der Sammlung ernannt. Durch das Interesse für dieselbe und durch das Wohlwollen und das Vertrauen, welches meine Vorgesetzten, die Grafen Büdler und Perponcher, mir hierbei bewiesen, war es möglich, auch ferner eine erspriessliche Thätigkeit zu entwickeln, auch sie haben einen großen Anspruch darauf, als Mitbegründer des Museums dankbar genannt zu werden. — — — — —

Mein Leben neigt sich dem Ende zu. Wenn ich zurückblicke, so erfüllt mich innige Genugthuung, daß ich mich in meiner langen Thätigkeit fünf preußischen Herrschern nützlich erweisen konnte, und der innige Wunsch beseelt mich, daß Glück und Sonnenschein stets auf dem Preussischen Königshause ruhen möge!



In Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,
erschieden ferner:

Gam die Erde in Wort und Bild.

Von

Paul Tindenberg.

Mit 542 prachtvollen Illustrationen.

2 Bände. Geheftet 12 M., eleg. gebunden 16 M.

Berlin in Wort und Bild.

Von

Paul Tindenberg.

Mit 244 Illustrationen von O. Gerlach, F. Golbein, A. Knötel,
G. Koch, G. Lüders, L. Manzel, Alb. Richter, G. Schlittgen, F. Stahl,
K. Warthmüller, Willy Werner, W. Behme u. A.

➤ Broschiert 7,50 M., in Frachtband 9 M. ➤

Fritz Vogellang.

Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Hautschou.

Von

Paul Tindenberg.

Mit 4 feinen Farbenbildern nach Aquarellen von Willy Werner
und 111 Abbildungen im Text.

Eleg. gebunden 4 M.

Fritz Vogellangs Kriegsabenteuer in China 1900.

Eine Erzählung für die deutsche Jugend.

Von

Paul Tindenberg.

Mit farbigem Titelbild von Willy Stöwer, 4 Vollbildern, sowie 137 Textbildern
von Ferd. Lindner, Adolf Obst, Willy Werner u. A.

Eleg. gebunden 4 M.

Druck von G. Bornstein in Berlin SW. 12.

